

## 7 DIE BEDEUTUNG DER ARGUMENTATIONSTHEORIE FÜR DIE WIKIPEDIA

Im vorigen Kapitel konnten wir sehen, wie im 20. Jahrhundert von der Sprechakttheorie über die Argumentationstheorie und Diskurstheorie bis hin zur Social Epistemology erkenntnistheoretische Grundlagen, welche die abendländische Philosophie bis dahin geprägt haben, auf großer Breite in Frage gestellt wurden, und zwar in der Form, dass an die Stelle des einsamen »Cogito, ergo sum« oder der fensterlosen Monaden Leibniz' nun ein – wie auch immer organisierter – sozialer Zusammenhang für die Erkenntnisproduktion verantwortlich gemacht wird und auch für diese genutzt werden soll.<sup>271</sup>

Gewiss geschieht das vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Theorietraditionen, werden dementsprechend sehr unterschiedliche Zielrichtungen verfolgt und differenzieren alle Ansätze sich kleinteilig aus. Dessen ungeachtet kann man aber überspitzt sagen, die Wikipedia setzt das in Szene, was 30, 50 oder 70 Jahre zuvor undenkbar schien, aber dennoch in irgendeinem Sinn vorgedacht wurde: Wahrheiten werden in einem offenen, kollektiven, im Wesentlichen nur über diskursive Aushandlungsverfahren organisierten, handlungsentlasteten, anonymen und globalen Prozess produziert. Es gibt dabei keine Zugangsbeschränkungen ›ad personam‹, nur ›ad argumentum‹, wenn man so will (zur kritischen Einschätzung siehe auch S. 184).

---

271 Wenn man die eher beobachtenden Ansätze hinzunimmt, so könnte man auch die Diskursanalyse Foucaults und den Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann hinzuzählen.

## 7.1 ANALOGIEN

Was sagt uns dieser Zusammenhang aber konkret, außer dass es eine schöne Analogie ist und dass ich – ohne handfesten Beleg – behaupte, es sei etwas vorgedacht worden, was sich nun, wie durch Geisterhand, umsetze? Geht es darum, ›Muster‹ aus der Moderne im Cyberspace wiederzuerkennen, wie Nassehi (2019) – wenn auch mit anderer Stoßrichtung – dies vorschlägt? Findet in der Wikipedia der grenzen- und endlose Diskurs statt, den Habermas sich erträumt hat (oder ist dies vielleicht ein Albtraum)? Finden wir in den Reflexionen des 20. Jahrhunderts das erkenntnistheoretische Fundament, mit dem wir nachträglich die Wikipedia unterkellern können? Das epistemologische Fundament, das Jimmy Wales nicht ohne Grund abgelehnt hat, ging es ihm doch darum, Menschen mit den unterschiedlichsten erkenntnistheoretischen Prämissen zusammenarbeiten zu lassen?

Um all dies kann es gewiss nicht gehen. Mit dieser Arbeit möchte ich einen Diskussionsbeitrag zur kontroversen Debatte um die Wikipedia leisten, indem ich versuche, die verschiedenen Positionen in der Wikipedia-Forschung, aber auch innerhalb der Online-Enzyklopädie ein wenig zu ordnen. Dies geschieht unter Rückbezug auf erkenntnistheoretische Debatten, die solche Diskussionen ein Stück weit vorweggenommen haben, die für den aktuellen Diskurs um die Wikipedia anschlussfähig erscheinen und die sich vielleicht dadurch auszeichnen, den ein oder anderen Gedanken schon eingehender diskutiert zu haben, da sie sich darum bemühen, diese Gedanken in einem größeren Kontext zu verorten. Es soll an dieser Stelle also kein naiver Kurzschluss von der Theorie auf die Praxis erfolgen. Vielmehr möchte ich, bevor ich mich konkreten Fragen zuwende, den Analogieschluss noch ein wenig weitertreiben und schauen, an welchen Stellen die Analogien zwischen argumentationstheoretischen Diskussionen und den Wikipedia-internen Auseinandersetzungen konkreter werden. Es geht hier also nicht um einen vagen Analogieschluss,<sup>272</sup> sondern um vergleichbare Argumentationsmuster aufgrund vergleichbarer Problemstellungen.

Im ersten Teil haben wir gesehen, wie sich zwischen den beiden Gründern Larry Sanger und Jimmy Wales zwei unterschiedliche Schwerpunkte zum Projekt entwickelten: Während der eine, Sanger, das Produkt Enzyklopädie in den Vordergrund stellte, blieb der andere sparsam mit Anmer-

---

272 Dieser steht in der Argumentationstheorie nicht gerade hoch im Kurs.

kungen zum Produkt und sah seine Aufgabe darin, die Community ohne allzu dirigistische Eingriffe zum Laufen zu bringen. In den verschiedenen Argumentations- und Diskurstheorien finden wir diese Motive in der Form wieder, dass in der einen das aushandelnde *Kollektiv* im Vordergrund steht, in der anderen die Rationalität des *Verfahrens* und in der dritten das Kollektiv nur Ideenbringer ist, während die *Geltungsgründe* extern, in der Wissenschaft, abgesichert werden. Letzteres scheint angemessen für die Themenfelder Naturwissenschaft und Technik, wobei bereits in der Medizin die Grenzen verschwimmen. Dies wird beispielsweise sichtbar im Bereich der sogenannten Alternativmedizin, aber auch in Bezug auf die Diskussion über Corona. Was das ganze Feld der Gesellschaftswissenschaften und der historischen Wissenschaften betrifft, das mich interessiert, sind alle Erkenntnisse mit normativen Annahmen und Schlussfolgerungen durchsetzt, bei denen fraglich ist, ob »die Wissenschaft« hier letztgültige Antworten liefern kann. Aus Sicht eines an Wahrheitssuche interessierten Diskurses bringt Toulmin die Formel ein, Argumente seien begründet, wenn sie der Kritik standhalten (siehe S. 231). Damit taucht die Frage auf, was genau mit »der Kritik standhalten« gemeint ist. An die Stelle des faktischen Konsenses – den es vielleicht nur gibt, weil einer die anderen überredet hat, sie also zu einer vernünftigen Kritik nicht fähig oder nicht willens waren – tritt dann bei Habermas der begründete Konsens, und er nennt nicht nur Bedingungen, welche Art von Gründen zugelassen werden können,<sup>273</sup> sondern formuliert auch Rahmenbedingungen für die *Prozedur* und den *Prozess* des Diskurses (siehe S. 267). Anders als in Modellen, die sich an externen Wahrheitskriterien orientieren, wie bei Lumer oder in der Social Epistemology, muss bei Habermas der Diskurs tatsächlich durchgeführt werden. Das philosophisch reflektierende Subjekt kann das Ergebnis ebenso wenig vorwegnehmen wie ein methodisch vorgehender Wissenschaftsapparat.

Was bedeutet dies nun aber für die Debatte um *Produkt* oder *Prozess* in der Wikipedia? Den Prozess finden wir häufig im Begriff der Community gefasst. Hier hat nicht nur Wales einen anderen Standpunkt als Sanger bezogen, auch von Seiten der Forschung gibt es Forderungen nach einer Stärkung des Pro-

---

273 Hier kommt die »Dreiweltheorie« von Popper ins Spiel. Normative und subjektive, die innere Natur betreffende Gründe können nicht für theoretische Fragen zugelassen werden, Naturtatsachen bilden nur die Rahmenbedingungen für normative Fragen, sind aber keine Argumente zur Bestimmung normativer Ziele. Für den normativen Diskurs gilt dann bei Habermas der Grundsatz der Verallgemeinerbarkeit.

zesses (siehe S. 177), während Johanna Niesyto in ihrem Kulturvergleich zwischen der englischsprachigen und der deutschsprachigen Wikipedia erstere eher am *prozessorientierten* Pol sieht und letztere eher am *produktorientierten*. Das Produkt wird im ersten Punkt der FIVE PILLARS beschrieben: DIE WIKIPEDIA IST EINE ENZYKLOPÄDIE (siehe S. 102). Wir haben gesehen, dass diese Bestimmung aufgrund einer Negativdefinition zunächst merkwürdig unbestimmt bleibt, dann aber in den konkreten Ausführungen näher gefasst wird. Auch die Definitionen des NEUTRAL POINT OF VIEW und von VERIFIABILITY heben auf das Produkt ab. Der Prozess wird hingegen nur in der WIKIQUETTE näher bestimmt und findet sich dort vor allem in Form von Höflichkeitsregeln, die stärker an die formalen Etiketteregeln des 17. Jahrhunderts erinnern als an die Salon- und Caféhausdebatten der Aufklärer, die allerdings weiblicher Moderation bedurften, um die Auseinandersetzungen der erhitzten Gemüter nicht eskalieren zu lassen (siehe S. 41). Man muss sich jedoch keine Sorgen machen, dass es in der Wikipedia zu steif zuginge, die WIKIQUETTE-Regeln sind – wie überall auf Social-Media-Plattformen – vergleichsweise wirkungslos. Wichtiger ist daher der Grundsatz ASSUME GOOD FAITH, der sich in Habermas' Theorie in indirekter Form wiederfindet, da das einzige Interesse der Beteiligten jenes gemeinschaftlicher Wahrheitssuche sein sollte.

Interessanter als solche normativen Appelle an gute Umgangsformen und Aufrichtigkeit sind die Ausführungen zum ROUGH CONSENSUS (siehe S. 89), denn hier wird das Verfahren der Einigung beschrieben. An dieser Stelle wünscht man sich – wie Menking und Rosenberg (siehe S. 177) – manchmal genauere Ausführungen. Diesbezüglich haben sich ebenfalls starke Unterschiede zwischen der englischen und der deutschen SPRACHVERSION feststellen lassen, die Niesyto in ihrer Forschung beschreibt und die sich in den unterschiedlichen RICHTLINIEN deutlich manifestieren. So fehlen in der deutschen Wikipedia die Ausführungen zum Konsensbildungsprozess welche in der englischen sehr ausführlich dargestellt sind und dabei auf die Kraft der Argumente abheben. Konsens ist also ein Konzept, das eher in der englischsprachigen Version dominiert<sup>274</sup> (siehe S. 199).

Von dieser Diagnose ausgehend will ich versuchen, die verschiedenen erkenntnistheoretischen Ansätze dem Modell der Wikipedia zuzuordnen. An-

---

274 Die consensus policy findet sich in 74 Sprachversionen, aber nicht in der deutschen (vgl. <https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Consensus&oldid=1143225793>).

sätze, die auf externe Geltungskriterien rekurren, sind, wie wir gesehen haben, in der Online-Enzyklopädie eher angemessen, wenn es um technische und naturwissenschaftliche Artikel geht. In Bezug auf die historischen und gesellschaftlichen Themen muss das mehrstufige Konzept der Wikipedia mit in Betracht gezogen werden. Zunächst gilt es, den Kernmechanismus zu beherzigen: Konträre Standpunkte seien darzustellen, aber nicht einzunehmen. Die Darstellung ist durch Quellen zu belegen. Die daraus resultierenden RICHTLINIEN, die nach Tkacz dazu da sind, die Wahrheit der Welt da draußen auf die innere Wikipedia-Wahrheit abzubilden, hat dieser treffend als Bürokratie bezeichnet. Sie sind relativ gut geeignet, *diesen* Prozess zu steuern. Bis zu diesem Punkt sind die Debatten »scholastisch«,<sup>275</sup> wenn man so will, und für »undergraduate students« (Fuller 2018, 128) angemessen. Kopf, die 2022 eine aufwändige »Korpuslinguistische Analyse« (ebd. 92) zu den verschiedenen »moves« auf den DISKUSSIONSEITEN der Wikipedia vorgelegt hat, hebt die zentrale Rolle der RICHTLINIEN im Kontext von Argumentationen und Begründungen hervor: »Wikipedians even explicitly draw on Wikipedia's body of policies and use it to support claims and arguments for or against certain views and edits.« (ebd. 89) Allerdings bleiben bei ihr auch die zahlreichen über die RICHTLINIEN hinausgehenden Argumente nicht unerwähnt, wie auch die oben dargestellten Forschungsprojekte zur Wikipedia gezeigt haben, dass an diesem Punkt die ernsthaften Debatten häufig erst beginnen. Es geht dann um die Wahl der Begriffe, die Gewichtung der Positionen, die Strukturierung der Darstellung, die Wahl der Bilder, die Relevanz der Quellen und so weiter und so fort. Diese Diskussionen schlagen – übernimmt man Tkacz's Bild der zwei Ebenen des Wahrheitsbegriffs – regelmäßig auf die Ebene der äußeren Wahrheitsdebatten durch, ohne dass sie durch Belegarbeit oder andere RICHTLINIEN bewältigt werden könnten. Nur aus diesem Grund führen sie überhaupt zu EDIT-WARS oder kontroversen Diskussionen (siehe S. 72). An diesem Punkt geht es um Urteile (und nicht Meinungen), die mit Argumenten verteidigt werden können, ohne dass es eine externe Instanz – die Wissenschaft oder die öffentliche Meinung – gäbe, die den Streit schlichten könnte.

Während sicher nicht zu bezweifeln ist, dass jeder Wikipedia-Artikel zunächst das Nadelöhr seriöser Darstellung konträrer Sichtweisen und korrek-

---

275 Ein schönes Beispiel hierfür stellt der EDIT-WAR über die Bezeichnung eines nie gebauten Glockenturms – oder Campanile – dar, siehe S. 73f..

ter Belegarbeit passieren sollte, um die Zuverlässigkeit der dargestellten Inhalte abzusichern, so neige ich umgekehrt zu der Auffassung, dass an dieser Stelle mit einem Wahrheitskonzept, wie es die Social Epistemology verfolgt, oder mit einer Argumentationstheorie, wie Christoph Lumer sie ausgearbeitet hat, nicht mehr weiterzukommen ist. Externe Wahrheitskriterien stehen nicht mehr zur Verfügung, und man wünscht sich an dieser Stelle mit Fuller Diskussionsteilnehmerinnen, die sich ein eigenes Urteil zutrauen<sup>276</sup> und dieses auch mit Argumenten verteidigen. Aber es ist wirkungslos, solche zu fordern. Wie Alexy betont verhält es sich mit dem Diskurs wie mit der Verfassung:

»Dies bedeutet nicht, dass ein hinreichendes Urteilsvermögen eine Anforderung der Prozedur ist. Das Verhältnis zwischen der Prozedur des Diskurses und dem hinreichenden Urteilsvermögen seiner Teilnehmer entspricht eher dem zwischen der Verfassung eines demokratischen Verfassungsstaates und der Fähigkeit seiner Bürger zu politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten. Letztere wird nicht durch Verfassungsnormen gefordert, sondern von der Verfassung vorausgesetzt. Hinzu kommt, dass nur ein grundsätzlich bestehendes, hinreichendes Urteilsvermögen vorausgesetzt wird. Es ist einer der Zwecke der Prozedur des Diskurses, es zur Entfaltung zu bringen.« (Alexy 1989, 89)

Wir wollen im Folgenden prüfen, inwiefern die Prozedur der Wikipedia geeignet ist, solches Urteilsvermögen zur Entfaltung zu bringen. Dazu stelle ich zunächst einen Versuch vor, den Diskussionsraum der Online-Enzyklopädie als Ort eines herrschaftsfreien Diskurses im Sinne von Habermas' »Theorie des kommunikativen Handelns« zu analysieren.

---

276 Die zur Schau getragene Bescheidenheit von Jimmy Wales in diesem Punkt, die Fuller zur Polemik anregt, halte ich für strategisch bedingt. Wales wollte eine unabhängig funktionierende Community anstoßen, und der größte Fehler, den er hätte begehen können, wäre gewesen, wie ein Universitätsprofessor aufzutreten und den Eindruck zu erwecken, er wisse, wo es lang geht. So gewinnt man Gefolgschaft, kreierte aber keine eigenständige, überlebensfähige Community.

## 7.2 FINDET IN DER WIKIPEDIA EIN HERRSCHAFTSFREIER DISKURS STATT?

Diese Frage haben sich Sean Hansen und seine Koautoren 2007 gestellt. Im Zentrum ihrer empirischen Forschung steht die Frage, ob es eine Annäherung an die von Habermas aufgestellten Bedingungen für eine ideale Sprechsituation und einen herrschaftsfreien Diskurs in der Wikipedia gibt. In einem ersten Schritt untersuchen sie dafür das Setting der Online-Enzyklopädie, wie es in der Theorie vorgesehen ist, um in einem zweiten Schritt mit einzelnen Fallstudien die Praxis näher in Augenschein zu nehmen. Dies geschieht anhand der Artikel »Genozid an den Armeniern«, »Ethanoltreibstoff« und »geistiges Eigentum« (Hansen et al. 2007 und 2009).

Die Autoren ordnen die Arbeit in den Kontext herrschaftskritischer und emanzipatorischer Sozialwissenschaft ein: »A critical social agenda is in its essence comprised of two core principles: ideological critique and communicative action« (Hansen et al. 2009, 39). In ihrer Einführung konstatieren sie, dass Habermas' Theorie vor allem normativ eingesetzt wird, um Leitlinien für Forschung und Praxis herauszuarbeiten, aber – zumindest im Bereich der Digitalisierung – kaum empirische Forschung auf der Grundlage dieses Instrumentariums erfolgt (ebd.). Der Löwenanteil gesellschaftskritischer Forschung sei von poststrukturalistischen oder postmodernen Ansätzen inspiriert, die vor allem die subtilen Kontrollmechanismen herausarbeiten, die sich aus den neuen digitalen Technologien ergeben. Ihr eigener Ansatz zielt demgegenüber darauf, mit einem empirischen Forschungssetting das emanzipatorische Potential dieser neuen Technologien aufzuspüren. Der Fokus richtet sich daher auf die Unterscheidung zwischen instrumentellem, strategischem und kommunikativem Handeln – den zentralen Begriffen, anhand derer sich nach Habermas subtile Kontrolltechniken von kommunikativen Aufklärungsverfahren unterscheiden lassen. Dazu wird von den Forschern auf die Bedingungen eines kommunikativen und nicht instrumentell oder strategisch deformierten Diskurses rekurriert, wie er in den Voraussetzungen der idealen Sprechsituation von Habermas umrissen wird. Diese Voraussetzungen werden zunächst mit den formalen Kommunikationsbedingungen abgeglichen, die den Diskussionen in der Wikipedia zugrunde liegen. Hier entdecken die Autoren eine doch recht weit gehende Annäherung an den idealen Diskurs bei Habermas. Sie listen die fünf zentralen Bedingungen auf:

- a) Kooperative Wahrheitssuche
- b) Formalisierte Struktur
- c) Ausschluss von Gewalt
- d) Zugang für alle
- e) Unendliche Dauer

a) Kooperative Wahrheitssuche

Das Vorhandensein kooperativer Wahrheitssuche erschließen die Autoren aus der Tatsache, dass es sich bei ihrem Untersuchungsgegenstand um ein Nachschlagewerk handelt, bei dem es USERN vor allem um korrekte Informationen gehe. Da Hansen et al. selbst erkennen, dass man dies im Grunde nur den Lesern, nicht aber den Wikipedia-Autorinnen *prima facie* unterstellen kann, wechseln sie in ihrem Argument von der Ebene der Intentionen der USER auf jene der Funktionsweise des Kollektivs:

»Although cooperative intent cannot be generalized to any specific instance of an article at a given time, over the entirety of the Wikipedia project, with an aggregate view of the articles as a whole, one can infer that cooperative argument in the interest of truth is a motivator for the bulk of contributions.« (Ebd. 43)

In eine ähnliche Richtung weist die Feststellung eines USERS der deutschsprachigen Wikipedia im Zusammenhang mit der Diskussion über die Tolerierung von bezahltem Schreiben:

»Es gibt Leute hier, die Artikel schreiben, weil sie die Welt retten, Scharlatane entlarven, (...) die Menschheit bekehren oder sich einfach nur ihre Wut von der Seele schreiben wollen. M.E. alles ungeeignete Motivationen, trotzdem kommen ansehnliche Artikel dabei raus. Warum sollte Geld schlimmer sein?«<sup>277</sup>

Da der WIKIPEDIANER hier nicht – wie Hansen und Kollegen – darauf rekurriert, dass solche Leute absolut gesehen eine unerhebliche Minderheit darstellen, kann man vermuten, dass er auf die Wirkung der Wikipedia-Regeln und die Kontrollmechanismen der Community abstellt. Würde tatsächlich

---

277 [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia\\_Diskussion:Meinungsbilder/Umgang\\_mit\\_bezahltem\\_Schreiben&oldid=209614819#%22Schläfer%22\\_bei\\_Wikipedia:\\_Auch\\_Admins\\_auf\\_der\\_Lohnliste?](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia_Diskussion:Meinungsbilder/Umgang_mit_bezahltem_Schreiben&oldid=209614819#%22Schläfer%22_bei_Wikipedia:_Auch_Admins_auf_der_Lohnliste?)

ein Großteil oder zumindest ein wesentlicher Teil der USER aus strategischen Gründen in der Online-Enzyklopädie schreiben, also weil sie ihre Lieblingsband promoten, Einträge über Freunde verbessern, ihre politische Mission platzieren oder vom DFB Geld für Imagepflege kassieren wollen,<sup>278</sup> dann wäre ein Ausgleich verschiedener Sichtweisen mit etwas gutem Willen als Annäherung an die Wahrheit zu begreifen – aus dem einfachen Grund, dass der Marketingabteilung von BMW jene von Mercedes gegenüberstünde. Keinesfalls könnte man dann aber von etwas anderem sprechen als einem strategischen Diskurs. Ein Diskurs mit ausgeglichenem Kräfteverhältnis zwischen den Akteurinnen mag zu einer Art Neutralität im Ergebnis führen, bleibt aber durch und durch strategisch in Hinblick auf Motivation und Durchführung. Daher argumentieren Hansen und Kollegen auch in Bezug auf das proportionale Verhältnis zwischen strategisch und kommunikativ agierenden Akteuren. Mit stärkerem Blick auf die Regeln verschiebt Alexy die Bestimmung der Differenz von strategischem zu kommunikativem Handeln von der Akteursebene auf die Interaktionsebene und spricht diesbezüglich von Spielbedingungen im Gegensatz zu Erfolgsbedingungen. Diese Differenz werde ich unten nochmals aufgreifen.

#### b) Formalisierte Struktur

Die Erwartung, dass die Struktur der Kommunikation explizit und transparent sein muss, kann auf formaler Ebene leicht als erfüllt erkannt werden, auch wenn man vielleicht berücksichtigen sollte, dass die *Übererfüllung* der Forderung nach Formalisierung wieder eine problematische Seite hat, da die schiere Anzahl, Komplexität, Ausdifferenzierung und damit Unübersichtlichkeit der RICHTLINIEN der Transparenz wiederum schadet, was hier aber nicht weiter diskutiert werden soll.

#### c) Ausschluss von Gewalt

Hier erkennen die Autoren, dass dies durch die Freiwilligkeit und auch die Anonymität gewährleistet sei. Natürlich kann damit nur die Möglichkeit der Ausübung physischer und ökonomischer Gewalt sowie von Gewalt außer-

---

278 »DFB entschuldigt sich wegen geändertem Wikipedia-Artikel« titelte im Januar 2021 die »Frankfurter Rundschau« auf ihrer Website, nachdem bekannt wurde, dass dieser für die Pflege des Wikipedia-Eintrags von Generalsekretär Friedrich Curtius bezahlt hat (vgl. Müller 2021).

halb der Wikipedia gemeint sein – sofern die Anonymität konsequent aufrechterhalten werden kann. Da die Wikipedia eine Community ist, kann andererseits der Ausschluss aus der Community als Gewalt empfunden werden, ebenso wie psychische Gewalt auch auf diskursivem Wege ausgeübt werden kann wie gerade Forschungen zur Genderproblematik immer wieder deutlich machen.

#### d) Zugang für alle

Dieser sei ebenfalls gegeben, sieht man von den technischen Hürden einmal ab, dass man einen Computer und einen Internetanschluss benötigt und des Schreibens mächtig sein muss. Hier kann selbstverständlich auch ein Fragezeichen gesetzt werden, zumal die Möglichkeit eines Ausschlusses den Zugang in letzter Konsequenz doch wieder beschränken kann. Kopf (2022) zählt diesbezüglich folgende einschränkende Faktoren auf: »Wikipedia's editor hierarchy, the platform's banning, protection and blocking policy, the biased contributor demographics and finally, the varying degrees of freedom of expression people enjoy« (ebd. 129). Aber auch das soll hier nicht weiter diskutiert werden.

#### e) Unendliche Dauer

Da manche Diskussionen sich über viele Jahre hinziehen, kann man sicher von einer Annäherung an das Ideal sprechen – die von langfristig Mitwirkenden wohl auch als Annäherung an eine Schmerzgrenze empfunden wird. Als wesentliches Argument kann hier aber statt der *Unendlichkeit* die *Unabgeschlossenheit* der Wikipedia als Dokument angeführt werden, das sich über die Zeit verändert und immer nur eine vorläufige, gerade gültige Version des Wissens präsentiert.

In meinem Kontext kann es nicht darum gehen, die Punkte im Einzelnen durchzuspielen, ob sie nun mehr oder weniger dem idealen Diskurs ange nähert sind. Grundsätzlich ist dieser Vergleich des idealen Diskurses mit den formalen Strukturen der Wikipedia insofern beschränkt, als er die Praxis außer Acht lässt. Deshalb untersuchen die Autoren im zweiten Schritt die Praxis anhand der genannten Beispielartikel. Es werden dabei vor allem die Effekte von Kontroversen dargestellt, die zunehmende Anzahl an Belegen, die Darstellung verschiedener Sichtweisen und so weiter. Was der Forschung aber unzugänglich bleibt, ist die Frage, ob USER im Einzelfall *strategisch* oder

*kommunikativ* interagieren. Hier gibt es eine methodische Schwierigkeit, die darin besteht, dass Habermas beim Konzept des strategischen Handelns auf die Intentionen der Akteurinnen abheben muss, denn der Unterschied zwischen einer überzeugenden Argumentation und einer ausgefeilten Strategie besteht letztlich in der Täuschungsabsicht bzw. in Motiven, die nicht mit dem vorgetragenen Argument übereinstimmen. Dieses wird nur benutzt. Ob ein Argument *nur benutzt* wird oder aber tatsächlich *so gemeint* ist, lässt sich von außen an einer Interaktion nicht ablesen. Das kann nur über Zusatzinformationen – das Verhalten der Person in anderen Kontexten, unwillkürliche nonverbale Äußerungen und so weiter – indizienartig herausgearbeitet werden.<sup>279</sup> Diese Problematik spricht – neben den weiteren bereits genannten – ebenfalls dafür, mit Alexy nach den *Spielbedingungen* des Diskurses und nicht nach den *Eigenschaften der Subjekte* zu fragen.

Auch wenn Hansen et al. ihre Untersuchung noch in Hinblick auf die vier verschiedenen Diskurstypen differenzieren und theoretische, praktische, ästhetische, therapeutische und explikative Diskurse bzw. Kritik unterscheiden, so wird von ihnen ausschließlich auf offen normative Diskussionen Bezug genommen, die mit Blick auf die Wikipedia-RICHTLINIEN geführt werden – sei es, um deren Wichtigkeit und Bedeutung herauszustellen, sei es um klarzustellen, dass Inhalte sich nur durch den Bezug auf die RICHTLINIEN rechtfertigen lassen. Zudem untersuchen die Autoren zwar das Vorhandensein einer idealen Sprechsituation (Semantik) und die Abwesenheit von Machteffekten in der Interaktion (Pragmatik) und machen verschiedene Typen von Diskursen entsprechend Habermas' Schema aus, fragen aber nicht danach, welche Typen von Argumenten zugelassen sind. Sie scheinen davon auszugehen, dass beispielsweise normative Diskurse mit entsprechend passenden Argumenten geführt werden, die sich an den zugehörigen Kriterien ausrichten. Kann man aber davon ausgehen? Haben wir es nicht möglicher Weise in der Wikipedia eher mit einer bürokratischen Mechanik als mit urteilenden Subjekten zu tun, die einzig die Voraussetzung für einen Diskurs

---

279 Da auch das Unbewusste oder, simpler formuliert, Emotionales uns beim Argumentieren häufig einen Streich spielt und uns selbst mitunter die Antriebe, mit denen unser Gedächtnis bestimmte Argumente an die Oberfläche spült, nicht durchsichtig sind, muss Habermas zudem authentische, sich selbst transparente Subjekte als Diskutanten fordern – wohl die schwierigste der von ihm aufgestellten Voraussetzungen für den idealen Diskurs (Habermas 1988a, 69f.).

bilden könnten? Diese Frage sprengt zweifelsohne das Forschungssetting von Hansen und seinen Mitstreitern.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Reflexionen scheinen an drei Punkten Modifikationen des von den Autoren vorgeschlagenen und durchgeführten Verfahrens sinnvoll.

*Erstens* wäre es hilfreich, Alexys Konzept der Spielbedingungen in die Analyse zu integrieren, um auf der Ebene des Diskurses Kriterien festzumachen, die nicht auf die Authentizität und Intentionen der Sprecher spekulieren müssen.

*Zweitens* taucht damit die Frage feldspezifischer Diskurse oder Rationalitätstypen auf, die Toulmin in seiner Theorie aufwirft. Führen die Wikipediaer einen feldspezifischen Diskurs mit eigenen Rationalitätskriterien, wie Toulmin es postuliert, und als Beispiele »Medizin, wissenschaftliche Kongresse, ärztliche Konsultationen, Aufsichtsratssitzungen, etc.« (Toulmin et al. 1979, 15; Übersetzung OR) nennt, die er im nächsten Schritt auf fünf repräsentative Felder zurückführt: »Recht, Moral, Wissenschaft, Management und Kunstkritik« (ebd. 200)? Lässt sich der Wikipedia-Diskurs auf eines dieser fünf Felder beziehen, oder soll er nicht gerade zu all diesen *Wissen* beitragen? Oder würde man, wie es zumindest die deutsche SPRACHVERSION nahelegt, den Wikipedia-Diskurs *als Ganzes* der Wissenschaft zuordnen? Da in den Wikipedia-Diskussionen aber ästhetische Fragen genauso wenig als naturwissenschaftliche behandelt werden sollten wie rechtliche oder moralische, würde eine solche Zuordnung kaum weiterhelfen. Finden wir dann die spezifische Rationalität der Wikipedia in einem eigenen ›Subfeld‹ wieder, wie ärztliche Kongresse oder Aufsichtsratssitzungen, das sich aber keinem der fünf »repräsentativen Felder« zuordnen lässt? Und können wir dann die Wikipedia-typischen Rationalitätsstandards (›criteria«, um mit Toulmin zu sprechen) in den Regeln aufdecken? Finden sie sich im NEUTRAL POINT OF VIEW oder im Ensemble der RICHTLINIEN, deren Zusammenwirken Tkacz treffend als Bürokratie bezeichnet? Haben wir es dann mit einer Art bürokratischem Diskurs zu tun, der darin besteht, Quellen zu verwalten, zu ordnen, anzuordnen und zu gewichten, ohne ihre Inhalte zu beurteilen und zu bewerten? Um uns dieser Frage annähern zu können, bedarf es noch einer dritten Ergänzung.

*Drittens* kann der normative Diskurs in der Wikipedia nicht auf explizite Fragen strittiger Normgeltung innerhalb der Online-Enzyklopädie beschränkt werden. Ganz im Gegenteil neige ich im Anschluss an die mit wis-

senssoziologischen und anderen Mitteln gewonnenen Forschungsergebnisse dazu, einen großen Teil des Diskurses zu politischen, gesellschaftlichen und historischen Themenfeldern als normativen Diskurs anzusehen. Hier sind dann vor allem jene Theorien von Interesse, die sich explizit mit Fragen der praktischen Philosophie beschäftigen und nicht auf Fragen der theoretischen Philosophie beschränken.

Dass die oben angestellten Überlegungen, in der Studie von Hansen et al. nicht auftauchen, kann man ihr allerdings nicht zum Vorwurf machen. Nicht nur sind Anspruch und Komplexität der empirischen Untersuchung bereits recht hoch angesetzt – auch konnte man 2007 noch nicht unbedingt ahnen, dass man sich einmal fragen würde, ob hier ein historisch neuer Institutionentypus am Entstehen ist: die permanent diskutierende Bürokratie.

2022 hat Susanne Kopf in der erwähnten korpuslinguistischen Untersuchung einen neuen Versuch vorgelegt, die Arbeit in der Wikipedia und vor allem die Debatten auf den Diskussionsseiten auf Habermas' Konzept des herrschaftsfreien Diskurses zu beziehen. In dieser geht es um das Klassifizieren einzelner Sprechakte, ihre Häufigkeitsverteilung, Sprecherintentionen und das Nachverfolgen der sprachlichen »moves« (Kopf 2022, 62ff.). Hier befinden sich dann Fragen nach dem identitätsbildenden Charakter des Wikipediadiskurses (ebd. 97f.) und die Art der Ansprache des Gegenübers im stärker Fokus als das Verhältnis strategischer und kommunikativer Rationalität, das in meiner Untersuchung im Vordergrund steht. Die für meine Studie relevanten Ergebnisse ihrer Untersuchung habe ich daher an den entsprechenden Stellen im Text angeführt.

## **7.3 FELDSPEZIFISCHE RATIONALITÄT ODER UNIVERSALER DISKURS? WIKIPEDIA ALS ORT EINES PRAKTISCHEN DISKURSES**

### **7.3.1 Kommunikatives Handeln als Spielbedingung**

Bevor wir uns den eben aufgeworfenen Fragen zuwenden können, möchte ich die Logik der Argumentation noch einmal rekapitulieren. Die Argumentationstheorie geht im weitesten Sinn von einer geteilten Lebenswelt aus. Diese ist Voraussetzung für Argumentationen, denn die logische Operation des Arguments besteht darin, kollektiv Fragliches mit Hilfe von kollektiv

Geltendem in kollektiv Geltendes zu verwandeln. Kollektiv fraglich werden kann etwas, weil die Gesellschaft sich verändert, weil neue Argumente auftauchen, weil neue Techniken entwickelt werden oder auch weil verschiedene Kulturen aufeinandertreffen. Nur was fraglich geworden ist, bedarf der argumentativen Auseinandersetzung, und nur weil nicht alles fraglich wird, können wir mit Argumenten operieren. Analog dazu haben wir gesehen, dass die Umkehr des Redaktionsprozesses, das, was ich als ›first edit – then argue‹ bezeichnet habe, dazu führt, dass zunächst alles, was sich belegen lässt, als konsensual unterstellt wird, dann niedergeschrieben wird und erst im Nachhinein durch Löschung, Korrektur, Diskussion oder EDIT-WAR einzelne Elemente davon in den Bereich des Fraglichen überführt werden. Dies ist der Punkt, an dem idealerweise Argumentationen einsetzen oder alternativ durch die Anwendung von Machtmitteln entschieden wird (Durchhaltevermögen, persönliche Angriffe, SEITENSPIERRUNG, Usersperrung).

Im vorletzten Kapitel sind wir dem Argument von Alexy gefolgt, dass die Diskurstheorie, die auf der Argumentationstheorie aufbaut, nicht darauf setzt von den Diskursteilnehmern bestimmte Eigenschaften zu fordern, die sie mitbringen sollen, sondern dass sie diese kontrafaktisch voraussetzt und dass diese Voraussetzung oder Unterstellung auch dazu dient, sie zur Entfaltung zu bringen. Die Diskurstheorie geht also von einem Bildungsprozess der Diskursteilnehmerinnen aus. Das ist ein entscheidender Punkt. Alexy teilt prozedurale Gerechtigkeitstheorien danach ein, ob die Subjekte als unveränderliche Akteure verstanden werden oder ihre Veränderung Teil des prozeduralen Verfahrens ist (Alexy 1989, 82).

An dieser Stelle können wir ein wesentliches Diskriminierungskriterium zwischen den verschiedenen Ansätzen der Argumentationstheorie hinzunehmen: die Frage, ob die Ansätze zwischen *Überreden* und *Überzeugen* ein Unterscheidungskriterium angeben können. Ich habe bereits festgehalten, dass im landläufigen Verständnis die Rhetorik eine Technik des Überredens ist, während man bis zu Aristoteles zurückverfolgen kann, dass auch innerhalb der Rhetorik immer wieder versucht wird, genau zwischen diesen beiden Seiten einer erfolgreichen Argumentation zu diskriminieren (siehe S. 227). Beachtenswert ist an dieser Stelle die Position von Perelman und Olbrechts-Tyteca. Lumer unterstellt Perelman, er vertrete die These, »man könne gar nicht zwischen Überreden und Überzeugen unterscheiden« (Lumer 1990, 288), während Kopperschmidt bei Perelman und Olbrechts-Tyteca diesbezüglich einen »fast binär differenzierten Code« (Kopperschmidt 2006,

248) ausmacht. Die unterschiedliche Sichtweise erklärt sich, wenn wir sehen, dass Lumer in seiner Theorie auf externe Geltungsprüfung setzt, also auf die Stärke der Beweismittel, was Perelman und Olbrechts-Tyteca ablehnen, während Kopperschmidt als Rhetorikprofessor bemüht ist, in Perelmans Konzept eine Alternative zu Habermas' Diskurstheorie hineinzudeuten, und daher Habermas' zentrale Differenzierung bedienen möchte. Perelman und Olbrechts-Tyteca legen jedoch in § 6 ihres Buches zu »Überreden-Überzeugen« eine Lösung nahe, die sie selbst nicht ergreifen: Überzeugung setzt voraus, fremde Argumente in den eigenen Deutungshorizont zu integrieren (Perelman et al. 2004 [frz. 1958], 35 f.). »Gründe verstehen heißt, ihre Kraft in der Anwendung auf das eigene Denken zu verstehen« (Brewer zitiert nach Engel 2013, 16), formuliert beispielsweise Bill Brewer diesen Sachverhalt. *Überredung* erfolgt auf der Basis vielerlei Gründe, bei denen Argumente nur vorgeschützt oder strategisch eingesetzt werden. Diese können psychologischer Natur sein, oder auf subtilen oder plumpen Machtmitteln beruhen. Wenn wir aber mit der Integration von Argumenten in den eigenen Deutungshorizont ein Diskriminierungskriterium zwischen Überreden und Überzeugen haben, so ist mit dieser Integration auch der Bildungsprozess benannt, den Alexy als wesentliches Merkmal der Diskurstheorie beschreibt. Die in der idealen Sprechsituation vorausgesetzten, sich selbst durchsichtigen Subjekte wären dann in dem Sinn vorausgesetzt, dass sie als Fluchtpunkt eines angestoßenen Bildungsprozesses zu verstehen sind. Alexy befindet sich hiermit auch nicht im Widerspruch zu Habermas' Theorie, bringt diesen Aspekt aber etwas klarer auf den Punkt.

Ein gutes oder treffendes Argument kann im Übrigen auch dann richtig sein und angenommen werden, wenn der Argumentierende es aus unlauteren Motiven vorgebracht hat. Im nächsten Schritt können wir dann Alexys systematische Loslösung des Konzeptes kommunikativen Handelns von den Eigenschaften und intrinsischen Motivationen der Diskursteilnehmer nachvollziehen. Nicht nur werden solche Eigenschaften nicht gefordert, sondern kontrafaktisch vorausgesetzt; sie verlieren auch an Relevanz, wenn wir die Perspektive von der Psychologie des Teilnehmers auf die Logik des Diskurses verschieben, wie Alexy es anhand eines Beispiels erläutert hat. Ich möchte dieses daher noch einmal ausführlicher wiederholen, um zu zeigen, wie Alexy hier im Detail argumentiert.

Er liefert das zentrale Unterscheidungskriterium zwischen kommunikativem und strategischem Handeln am Beispiel des Vergleichs zwischen einer

Tarifverhandlung und einer Gerichtsverhandlung. Für den, der die Lohn-erhöhung durchsetzen wolle – so zitiert er Neumann –, »sei die Darstellung seines Verlangens als gerecht strategisch geschickter als das offene Anmelden egoistischer Ansprüche« (Alexy 1991 [1978], 435). Dennoch bleibt die Verwendung von Gerechtigkeitsargumenten hier – im Gegensatz zur Gerichtsverhandlung – rein strategisch. In der Terminologie von Habermas wäre dies ein parasitärer Gebrauch<sup>280</sup> von *kommunikativen* Verständigungsmitteln zu *strategischen* Zwecken.

Alexy formuliert die Differenz zur Gerichtsverhandlung wie folgt:

»In Tarifverhandlungen kann das Erheben des Anspruchs auf Richtigkeit eine *Erfolgsbedingung* sein. Das gilt insbesondere im Blick auf die Einschätzung der Verhandlungen durch die, die nicht unmittelbar an ihnen beteiligt sind. Die Tarifparteien können sich aber auch explizit strategisch verhalten und sich auf eine Abstimmung ihrer Interessen auf der Grundlage ihrer jeweiligen Machtpositionen beschränken. Das ist in Gerichtsverhandlungen, sieht man vom Vergleich ab, gänzlich anders. Der Anspruch auf Richtigkeit ist hier nicht nur eine Erfolgs-, sondern eine Spielbedingung.«  
(Alexy 1991 [1978], 435; *Hervorhebung im Original*)

Die Differenz erläutert Alexy am fiktiven Beispiel einer Gerichtsverhandlung, in der es nur darum geht, den Richter günstig zu stimmen, ohne argumentativen Bezug auf Gerechtigkeitsvorstellungen. Spielt der Richter mit, verfehlt er die Aufgabe, sein Urteil rechtlich zu begründen. Lässt er die Parteien zwar gewähren, urteilt aber, »wie er es nach geltendem Recht für richtig hält, so behandelt er die Parteien als Personen, die nicht verstanden haben, was eine Gerichtsverhandlung ist« (ebd. 435 f.). Wir können dieses Beispiele auf die Grafik von Habermas übertragen (siehe S. 249 Abb. 14).

280 »Zweifellos gibt es zahllose Fälle indirekter Verständigung; [zum Beispiel], daß der eine den anderen auf der Basis einer bereits eingespielten kommunikativen Alltagspraxis unauffällig für seine Zwecke einspannt, also durch den manipulativen Einsatz sprachlicher Mittel zu einem ihm erwünschten Verhalten veranlaßt und damit für den eigenen Handlungserfolg instrumentalisiert. Beispiele eines solchen konsequenzorientierten Sprachgebrauchs scheinen die Sprechhandlung als Modell für verständigungsorientiertes Handeln zu entwerfen. Das ist nur dann nicht der Fall, wenn sich zeigen läßt, daß der verständigungsorientierte Sprachgebrauch der *Originalmodus* ist, zu dem sich die indirekte Verständigung, das Zu-verstehen-geben oder das Verstehen-lassen, parasitär verhalten.« (Habermas 1988a [1981], Bd. 1, 388; *Hervorhebung im Original*)

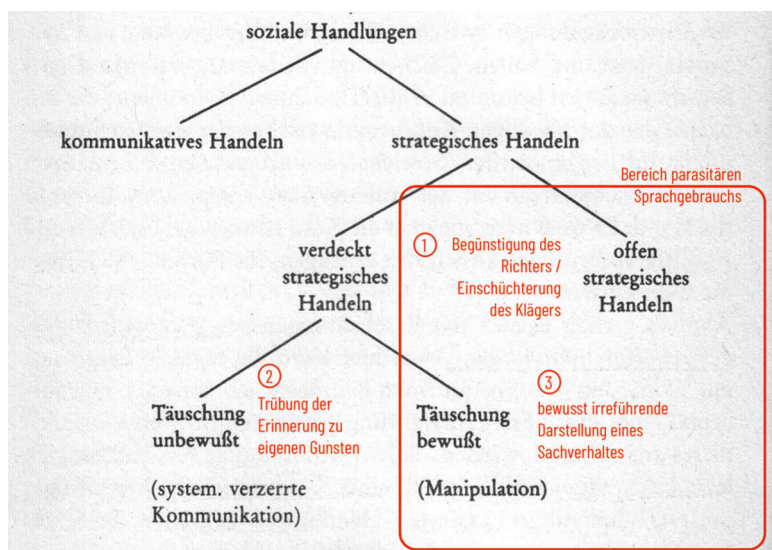


Abb. 18: Nach dieser Grafik aus der »Theorie des kommunikativen Handelns« sind offen strategische Sprachhandlungen als parasitär zu bezeichnen. Gemäß Habermas' ursprünglichem Verständnis wäre dies der Regelfall der Kommunikation vor Gericht gewesen.

Hier ist die Spielbedingung also ganz offensichtlich das Konzept oder die Idee einer Gerichtsverhandlung, die im Begründungszwang manifestiert wird, dem der Richter unterliegt. Der Richter personifiziert diese Idee – eine Idee, die man vielleicht angemessener im Sinne der Ideen Toulmins verstehen kann, die den »wissenschaftlichen oder rechtlichen Unternehmungen« (siehe S. 255) zugrunde liegen, als im Sinne von Habermas' Weltentheorie. Darauf deuten zumindest die Schwierigkeiten hin, die Habermas mit der Einordnung des juristischen Diskurses in sein System hatte. Damit wäre allerdings der normative Diskurs wieder auf eine (historisch kontingente) Institution bezogen. Man kann an dieser Stelle jedoch fragen, ob Rechtsinstitutionen nicht selbst universalen Charakter haben, da sie in allen Gesellschaften in irgendeiner Form zu finden sind.<sup>281</sup>

Das muss aber hier nicht geklärt werden. Die für uns entscheidende Frage lautet: Was in der Wikipedia übernimmt die Rolle des Richters, wenn wir

281 Habermas analysiert die Entwicklung der Rechtsmodelle wiederum als Teil einer historischen Dynamik, die sich anhand universalistischer Gesichtspunkte entwickelt.

dieser Argumentation folgen? Wenn man nämlich das Argument von Alexy genau betrachtet, so haben die Beteiligten durchaus die Möglichkeit, die Verhandlung komplett strategisch zu interpretieren. Nur der Richter in seiner definierten Rolle garantiert, dass das Verfahren ein kommunikativer Prozess bleibt – solange er nicht korrumpiert ist.<sup>282</sup> Im Falle einer rein strategischen Kommunikation bleibt der Lern- oder Bildungsprozess, den das Verfahren auch impliziert, aus.<sup>283</sup>

Wer übernimmt nun aber in der Wikipedia des Richters Funktion? Es ist der Rekurs auf den infiniten Diskurs in der Wikipedia-Community. Im Gegensatz zum Richter, der mit seinem Urteil zugleich eine Entscheidung fällt, hier also ein dezisionistisches Element in die stets unvollständige und nie restlos zwingende argumentative Begründung hineinträgt, wird in der Wikipedia die Unvollständigkeit durch die endlose Offenheit des diskursiven Prozesses zum Ausdruck gebracht. Eine Wikipedia-Autorin adressiert ihre Argumente also – neben dem konkreten Adressaten, das heißt dem aktuellen Gegenüber in einer Auseinandersetzung – an ein universales Publikum, dessen faktische, globale Präsenz aufgrund der Unabgeschlossenheit der Enzyklopädie in eine unbestimmte Zukunft verlängert wird. Strategisch kann sie sich nur bedingt verhalten, denn jeder WIKIPEDIANER könnte ihren Eintrag, den sie vielleicht einzig im eigenen Interesse gemacht hat, jederzeit wieder überschreiben. Sie hat keine Möglichkeit, durch Bestechung, Begünstigung, Drohung oder auch nur in der Hoffnung auf Korpsgeist ihre Eintragung nachhaltig zu sichern, denn diejenigen, die ihren Eintrag wieder ändern

---

282 Eine Option die im diskurstheoretischen Modell, dem gerne eine idealisierende Sichtweise unterstellt wird, immer mitgedacht ist. Verletzungen der Diskursregeln sind möglich, aber nicht ohne den Diskurs damit seiner Grundlage zu berauben. Das Fundament der Interaktionsform erodiert, wenn sie nur noch strategisch benutzt wird. Genau das will der Begriff ›parasitär‹ zum Ausdruck bringen.

283 Es geht übrigens auch in der juristischen Praxis nicht unbedingt darum, mit welcher Haltung die Beteiligten in ein Verfahren hineingehen, sondern wie sie aus ihm herauskommen. Zumindest in jugendgerichtlichen Verfahren gehen viele ›coole Jungs‹ mit zur Schau getragener Abgebrühtheit und Zynismus in die Verhandlung, können sich dann aber doch der Dynamik des Gerichtsprozesses nicht entziehen (vgl. Rahmstorf 2006, wo ich zu zeigen versuche, dass der pädagogische Effekt auf die Jugendlichen gerade im diskursiven Arrangement des Verfahrens selbst liegt, und nicht in einem ausser- oder parajuristischen pädagogischen Zugriff auf die Jugendlichen gesucht werden muss).

werden, kennt sie nicht.<sup>284</sup> Offenheit der Community und Zeit sitzen hier auf dem Richterstuhl. Man könnte sagen, das »auditoire universel« von Perelman und Olbrechts-Tyteca hat den Platz des Richters besetzt, aber aus dem »Publikum« ist eine ganze Schar von widersprechenden Diskursteilnehmerinnen geworden. Unser fiktiver Autor hingegen hat einzig, wenn er den Eintrag, den er bekämpft, stichhaltig widerlegt, eine dauerhafte Chance. Das ist die Spielbedingung – nicht die Erfolgsbedingung.

Ich möchte diesen Aspekt noch an einem Beispiel demonstrieren. Die Wikipedia hat sicher ein Problem mit Schleichwerbung. Die Verlockung dazu ist groß, und sei es nur, wenn im Artikel über Zollgewinde eine Umrechnungstabelle zur Verfügung gestellt wird, die auf eine Schlosserei verweist, auf deren Homepage diese schön formatierte und übersichtliche Tabelle zu finden ist. Wir finden Angebote für das Erstellen eines eigenen Wikipedia-Artikels auf eBay und anderen Plattformen (allerdings immer ohne Erfolgsgarantie). Wie erwähnt flog jüngst der DFB auf, weil er für Wikipedia-Marketing in eigener Sache bezahlt hat, ohne dass dies markiert worden war. Man kann davon ausgehen, dass bei großen Automobilherstellern in der Marketingabteilung Fachkräfte sitzen, welche die Wikipedia-Seite zur eigenen Marke aufmerksam verfolgen und notfalls hoch professionell eingreifen. Sicher sind solche Akteure auch ein größeres Problem als der ökologische Kleingartenverein, der mit Hilfe der Wikipedia eine Graswurzelrevolution starten möchte. Am Ende ist es eben eine Frage des Budgets. Dennoch möchte ich die These aufrechterhalten, dass all dies mühsame und aufwendige Strategien sind, die Spielbedingungen der Wikipedia zu unterlaufen und zu instrumentalisieren. Ihr sind auch bei großem Budget enge Grenzen gesetzt. Wer die Spielbedingungen zu offensichtlich unterläuft, wie der DFB, riskiert einen Medienskandal (siehe S. 311 FN 278).

Das Gegenbeispiel wäre Facebook. Facebook ist eine Social-Media-Plattform, bei der es darum geht, Kontakt zu Freunden aufzubauen, zu erhalten und zu pflegen. Die Spielbedingung wäre Interesse an sozialen Kontakten. Wer heute in einen x-beliebigen Buchladen geht, um sich zu informieren, wie

---

284 Aus persönlicher Bekanntschaft sind mir Fälle von Schauspielerinnen zu Ohren gekommen, die wiederholt versucht haben, ihr Geburtsdatum im eigenen Wikipedia-Eintrag nach oben zu korrigieren oder zu löschen. Wenn das eingetragene Datum stimmt und belegbar ist, haben sie keine andere Chance, als sich in einen endlosen EDIT-WAR zu begeben, den sie nicht gewinnen können, denn alles, was sie vielleicht erreichen, ist immer nur auf Zeit.

diese Freundschaftsplattform funktioniert, wird feststellen: Facebook ist eine Werbepattform – zumindest in den Augen der Buchhändlerinnen, die den Büchermarkt kennen. Die Titel lauten: »Praxiswissen Online-Marketing«, »Data Driven Marketing und der Erfolgsfaktor Mensch«, »Online Marketing (3. Auflage)«, »Facebook Marketing«, »#1 auf Social Media: die Social Media Marketing Anleitung für mehr Reichweite, Kunden und Umsatz«, »Follow me! Erfolgreiches Social Media Marketing mit Facebook, Instagram, LinkedIn und Co.«<sup>285</sup> Wir wissen, hier ist Marketing nicht ein Defekt oder Missbrauch oder ein Skandalon, es ist die Spielbedingung – und zwar aus einem einzigen Grund: Es ist das Geschäftsmodell von Facebook.<sup>286</sup> Freundschaften oder der »Faktor Mensch« sind hier allenfalls »Erfolgsfaktoren«, wie ein Titel unverhohlen verrät, Erfolgsbedingungen also. Dementsprechend ist der Algorithmus, der Freunde zueinander spült oder Werbe- bzw. Politikbotschaften zu ihren Empfängern, notwendig intransparent.

Damit ist die erste der drei Fragen, die sich im Anschluss an die Arbeit von Hansen et al. ergeben haben, beantwortet. Kommunikatives Handeln muss – im Gegensatz zu strategischem – nicht beobachtet werden, es muss auch nicht als Intentionalität oder intrinsische Wertorientierung von den beteiligten Subjekten gefordert werden. Es reicht aus, wenn es kontrafaktisch unterstellt und so zur zentralen Spielbedingung des Diskurses wird. Dieser installiert so einen Bildungs- oder Lernprozess. Um zu verstehen, worauf dieser Lernprozess ausgerichtet ist, gehen wir zur zweiten Frage über: Um welche Art von Diskurs handelt es sich und welcher Typus von Argumenten ist zugelassen?

### 7.3.2 Feldspezifischer Diskurs der Wikipedia

Wir können bis zu diesem Zeitpunkt festhalten, dass die Wikipedia sich als Diskursraum bestimmen lässt, dessen Spielbedingung kommunikatives Handeln im Sinne einer gemeinschaftlichen Wahrheitssuche ist. Dies ist eine theoretische Bestimmung auf Basis einer Rekonstruktion der Geschichte, der

285 O.K., ich war nicht im Buchladen. Es handelt sich um die ersten fünf Treffer von Amazon, wenn man »Facebook« in der Rubrik Bücher eingibt (durchgeführt am 28.4.2023). Aber in meinem örtlichen Buchladen sieht das Regal zu Facebook & Co. nicht viel anders aus – nur kann ich die genauen Titel nicht mehr reproduzieren, sie klingen alle so ähnlich.

286 Und wir wissen nicht, was genau wir heute erforschen würden, hätte seinerzeit »Google Knol« das Rennen gegen die Wikipedia gemacht.

Praxis und der RICHTLINIEN der Wikipedia. Ihre technische Einrichtung ist als wesentliches Element eine Voraussetzung hierfür. Es handelt sich dabei nicht um das Resultat einer empirischen Untersuchung, auch wenn zahlreiche Forschungsergebnisse, auch meine eigenen, hier eingeflossen sind. Es ermöglicht keine Aussage über eine quantitative Verteilung kommunikativen und strategischen Handelns in der Wikipedia.<sup>287</sup> Das ist auch nicht notwendig. Die vorliegenden Reflexionen belegen hinreichend, dass kommunikatives Handeln, wenn man es im Gegensatz zu strategischem Handeln sieht, das wesentliche Strukturmerkmal der Wikipedia ist. Strategisches Handeln in der Online-Enzyklopädie ist demgegenüber parasitär, was sich einerseits an den internen Abwehrmechanismen ablesen lässt, andererseits auch an den Reaktionen in der Öffentlichkeit, wenn solch parasitäres Verhalten durchbricht.

Wesentliche Elemente dieses Diskurses sind die ehrenamtliche Finanzierung,<sup>288</sup> die Ausrichtung auf die Idee einer Enzyklopädie (wozu auch der NEUTRAL POINT OF VIEW zu rechnen ist), die Offenheit der Community und die Unabschließbarkeit der Diskussionen. Als stützendes, aber vermutlich nicht notwendiges Element kommt die (mögliche) Anonymität der Autorinnen hinzu, denn auch dies eröffnet die Chance, Machtmechanismen auszuhebeln. Die Wikipedia scheint aus dieser Sicht gut aufgestellt, um sich auch gegen zukünftige Versuche, das Modell von innen auszuhöhlen oder zu unterwandern, erfolgreich zur Wehr zu setzen.

Zahlreiche Forschungen stellen den Diskursraum auf den DISKUSSIONSEITEN in das Zentrum ihrer Untersuchung. Er erscheint in vielen Studien, wie auch in den Reflexionen von Steve Fuller (2018), als eigentliche Schatz-

---

287 Eine gezielte empirische Untersuchung zu dieser Frage wäre auch kaum zu leisten. Neben dem bereits benannten Problem einer Operationalisierung kommunikativen gegenüber strategischen Handelns müsste eine solche Untersuchung auch quantitativ repräsentative Daten auswerten, was angesichts der Heterogenität der Wikipedia kaum möglich ist.

288 Die größte Krise ihrer Geschichte erlitt die Wikipedia 2002, als Larry Sanger das Gerücht lancierte, seine Stelle könne über Werbung finanziert werden. Die Hauptautoren der zweitstärksten Wikipedia, der spanischsprachigen, verließen kurzerhand wutentbrannt das Projekt und gründeten eine eigene Online-Enzyklopädie: die Enciclopedia Libre Universal en Español. Es dauerte über zwei Jahre, bis die spanische Wikipedia, deren Aktivitäten zeitweise zum Erliegen kamen, wieder zur Enciclopedia Libre aufschließen und sie schließlich überholen konnte, wofür es unter anderem technische Gründe gab. Die Geschichte ist unterhaltsam nachzulesen bei Tkacz (2015, 144).

oder – je nach Perspektive – Problemkammer der Wikipedia. In meiner an Alexy orientierten diskurstheoretischen Bestimmung der Online-Enzyklopädie sind die DISKUSSIONSEITEN der zentrale Ort für Bildungsprozesse der Community. Gemessen daran wird dieser Raum von der Wikipedia-Community äußerst stiefmütterlich behandelt. Der Link zu den Seiten ist hinreichend gut versteckt, die Diskussionen sind nur rudimentär durch Überschriften strukturiert, sodass man sich durch zahlreiche beckmesserische Wortgefechte arbeiten muss, um die zentralen Dissenspunkte eines Artikels aufzuspüren. Will man eine echte Multiperspektivität auf einen Gegenstand gewinnen, wie es das Konzept von Wales eigentlich anvisiert, ist man häufig gezwungen, auf kontrastierende SPRACHVERSIONEN auszuweichen. Aber schlimmer noch, neben den hunderten von Regeln, RICHTLINIEN und TUTORIALS zum Verfassen von Artikeln gibt es kaum einen Hinweis, wie zu argumentieren sei. Insbesondere die deutschsprachige Version fällt durch die Abwesenheit von RICHTLINIEN zur Konsensfindung und zu angemessenem Verhalten im Diskurs auf – die in rund 80 anderen SPRACHVERSIONEN vorhanden sind (siehe S. 199) – und belässt es bei ein paar Ermahnungen zu rücksichtsvollem Verhalten.

Man könnte auch die Auffassung vertreten, derartige Hinweise zu Konsensfindung und Argumentation seien überflüssig, Argumentieren sei eben eine Kompetenz, welche die USERINNEN von Hause aus mitbringen. Das kann jedoch bezweifelt werden, wenn man erlebt, wie Argumente mit Meinungen verwechselt werden (siehe das Beispiel S. 70). Man könnte andererseits darauf hinweisen, dass es nur darum gehe, die Wikipedia-RICHTLINIEN korrekt anzuwenden und auszulegen, was eine eher anspruchslose Übung sei, zumindest für studentische USER, die laut Fuller (2018) die ideale Zielgruppe zur Rekrutierung von WIKIPEDIANERN bilden.

Um diese Frage weiter zu bearbeiten, müssen wir uns dem zweiten Punkt zuwenden, der in der Untersuchung von Hansen et al. offengeblieben ist: Worum richtet sich der Wikipedia-Diskurs aus? Was sind zugelassene Argumente, welche werden ausgeschlossen? Und was sind die Evaluationskriterien für solche Argumente?

Bei Toulmin haben wir gesehen, wie er zwischen zwei Ebenen der Beurteilung von Argumenten unterscheidet: »Sind es (gültige) Argumente?«, und: »Sind es gute Argumente?« (siehe S. 229) Für Ersteres hat Toulmin mit seinem Schema allgemeine, feldübergreifende Regeln aufgestellt. Die »criteria« für *gute* Argumente hingegen, so Toulmin, stammen aus dem jeweiligen

Feld. Er kommt zu dem Schluss, dass hierfür keine vom Feld losgelösten Kriterien angegeben werden können, obwohl er sich darum bemüht, weil damit eine allgemeine Theorie der Argumentation gerettet wäre. Stattdessen versucht er die zahlreichen aufgespürten Felder durch Aggregation auf fünf repräsentative Felder einzudampfen: Recht, Moral, Wissenschaft, Management und Kunstkritik. Habermas, unzufrieden mit dem historisch kontingenten Charakter dieser Felder und bemüht um eine allgemeine Theorie der Rationalität, fasst Recht und Moral zum praktischen Diskurs zusammen, der an Richtigkeit orientiert ist. Wissenschaft ist bei ihm der theoretische Diskurs, der auf Wahrheit zielt, und Kunstkritik der expressive, der an Authentizität orientiert ist. Management wäre in Habermas' Diskurslogik vermutlich als Bearbeitung handlungspraktischer Fragen eine Mischform, die keinem reinen Diskurstyp zuzuordnen ist. Die daraus resultierenden Probleme und Fragen müssen wir an dieser Stelle nicht weiterverfolgen. Hier interessiert uns nur, ob wir von feldspezifischen Kriterien für den Wikipedia-Diskurs ausgehen sollen oder diesen einem bestimmten Diskurstyp im Sinne von Habermas' Rationalitätstheorie zuordnen können. Alexy hat es in diesem Punkt mit seiner Diskurstheorie des Rechts einfacher: Mit dem Rechtssystem bewegt er sich gleichzeitig im praktischen Diskurs und in einem historisch institutionalisierten Feld. Darüber hinaus handelt es sich um jenes Feld, das nicht nur Pate für die ganze Theoriebildung bei Toulmin stand, sondern vermutlich auch noch universal in der ein oder anderen Form in allen menschlichen Gesellschaften aufzufinden ist.

Diese Schwierigkeit in Bezug auf die Wikipedia möchte ich überwinden, indem ich deren zweistufiges Wahrheitskonzept (Tkacz 2015) auf die Argumentationstheorie anwende. Auf der ersten Ebene, der inneren Wahrheit der Wikipedia, finden wir eine Feldspezifische Argumentationslogik, die alle Argumente auf die RICHTLINIEN bezieht. Deren Kriterien sind in den Regeln der Wikipedia festgelegt, nicht zuletzt im NEUTRAL POINT OF VIEW als Leitstern, der die abstrakte Norm vorgibt, an der sich die einzelnen RICHTLINIEN ausrichten. Wir befinden uns hier auf der Ebene »Weber'scher Bürokratie« (Tkacz) des »scholastischen Disputs« (Fuller) oder des »regelerorientierten Pols« (Niesyto). Diese Ebene scheint als Durchgangsstufe, als Läuterungsprozess für die Akteure, notwendig und unumgänglich. Sie ist auch pragmatisch notwendig, denn sie enthält viele Abkürzungen aufwendiger diskursiver Verfahren, wie sich gezeigt hat.

Sie ist aber auch notwendig im gleichen Sinn, wie es für Richterinnen notwendig ist, nach den *Buchstaben* der Gesetze zu urteilen, bevor sie ihren *Sinn* interpretieren. Die Interpretation des Sinns erfolgt in der Regel dann, wenn der Buchstabe die Anwendung des Gesetzes auf den vorliegenden Fall nicht eindeutig determiniert. Diese Notwendigkeit der Orientierung am Buchstaben bedeutet aber gerade nicht, dass eine ausschließlich rechtspositivistisch ausgerichtete Gerichtsbarkeit dauerhaft funktionieren könnte. Sie würde sich ihrer Ressourcen, die aus dem Sinn der Gesetze entspringen, der Idee der Gerechtigkeit, berauben und zu einer sinnentleerten Bürokratie verkommen. Die Bürger könnten sich einem solchen, zum System erstarrten Rechtsgebilde gegenüber nur noch strategisch verhalten.<sup>289</sup>

Analoges gilt, so meine These, für die Wikipedia. Dabei muss man sich die Differenzierung der Ebenen bewusst machen, da man andernfalls Gefahr läuft, beides zu vermischen, zu verwechseln oder gegeneinander auszuspielen. So wie die realen Debatten in der Wikipedia zwangsläufig immer wieder auf die Welt da draußen durchgreifen, so brauchen auch die ehrenamtlichen Autorinnen diesen Sinnbezug, um Identitätsgewinne aus der freiwilligen Tätigkeit zu schöpfen. Der hoffnungsvolle Teil der Wikipedia liegt genau in jenen Debatten, kontroversen Diskussionen, ja EDIT-WARS, die über die mechanische Anwendung der RICHTLINIEN hinausweisen, die es den Akteuren ermöglichen, aus dem Status der »undergraduate students« (Fuller) herauszuwachsen und die scholastischen Diskurse in echte Debatten zu verwandeln. Und ein Blick in die Praxis zeigt uns: Der Wille und die Fähigkeit, andere Sichtweisen in den eigenen Deutungshorizont zu integrieren, sich also überzeugen – nicht überreden – zu lassen, sind vorhanden; manchmal mehr als in der (aufgrund von Karriereplanung, Drittmittelwerbung und Schulbildung zum strategischen Handeln einladenden) hierarchisch aufgebauten Institution Universität.

---

289 Es muss an dieser Stelle vielleicht erwähnt werden, dass strategisches Verhalten kein kommunikativer Defekt der Interaktionspartnerinnen oder eine Eigenart besonders hinterlistiger Charaktere ist, sondern mit den Eigenschaften der Institutionen und sozialen Settings zusammenhängt, in denen Menschen sich bewegen. In machtgeladenen Zusammenhängen – wie beispielsweise Tarifverhandlungen – ist strategisches Verhalten angemessen. Es ergibt daher auch Sinn, die Differenz der beiden Interaktionstypen an der Struktur des jeweiligen Diskurses festzumachen und nicht an Eigenschaften der Akteure.

Damit transzendiert die Wikipedia eine rein feldspezifische argumentative Rationalität des Unternehmens Online-Enzyklopädie.

### 7.3.3 Wikipedia als Ort eines normativen Diskurses

Es bleibt also zu fragen, an welchem Kriterium diese zweite Ebene, deren Bedeutung in verschiedenen Forschungsprojekten zur Wikipedia deutlich wurde (siehe Teil II), ausgerichtet ist. Wir kommen an dieser Stelle noch einmal auf die »Dreiweltentheorie« zurück, die Habermas als Baustein für seine Diskurstheorie verwendet, könnten uns aber ebenso gut an der klassischen Einteilung in theoretische und praktische Philosophie orientieren und fragen, ob es sich um Diskussionen handelt, die sich mit der Frage befassen was ist oder mit der Frage was sein soll.

Auch wenn es so gesehen naheliegend erscheint, die Debatten auf den DISKUSSIONSEITEN als theoretischen Diskurs zu fassen, möchte ich hier die These vertreten, dass es sich um einen praktischen Diskurs handelt.<sup>290</sup> Nicht im handlungspraktischen Sinn von: »Was sollen wir tun?« (Kant), aber im urteilenden Sinn von: »Wie sollen wir ein Ereignis beurteilen?« Und das bedeutet meist: »Wie sollen wir es einordnen, benennen, rahmen?« Sprechen wir – um Beispiele zu nennen – von »Wirtschaftsflüchtlingen« oder »Klimaflüchtlingen?« Von »Fluchthelfern« oder »Schlepperbanden?« Von »Millionen Gewinnen«, die diese machen, oder »Unkostenbeiträgen für Flucht und Überfahrt« in dreistelliger Höhe – günstiger als ein Skiurlaub?<sup>291</sup>

Es mag zunächst überraschen, den Diskurs auf den Wikipedia-DISKUSSIONSEITEN als normativen Diskurs zu bezeichnen, geht es doch in einer Enzyklopädie primär um das Feststellen von Tatsachen. Der Tatsachenbegriff scheint für die Zwecke einer Enzyklopädie auch einigermaßen unproblematisch, wenn auf Ereignisse in der Natur (oder zumindest der unbelebten Natur) Bezug genommen wird, ebenso wenn auf Äußerungen anderer Personen in Form von Zitaten rekurriert wird. Wir können sie wörtlich wiedergeben,

290 An dieser Stelle ist noch einmal daran zu erinnern, dass meine Arbeit auf gesellschaftswissenschaftliche Fragen fokussiert und darüber hinaus nur jenen Teil der Debatten in den Blick nimmt, der sich nicht im Rahmen der RICHTLINIEN bearbeiten lässt.

291 Das Bundesverteidigungsministerium nennt nicht nur die »Millionen Gewinne«, sondern ebenso 700 Euro durchschnittliche Kosten. Vgl. <https://www.bmvg.de/de/themen/dossiers/engagement-in-afrika/herausforderungen/menschenhandel/schlepperbanden> (25.10.2022 – Die Seite wurde unterdessen gelöscht).

ohne evaluative Standards anzulegen, besonders dann, wenn sie schriftlich vorliegen. Einzig die Auswahl und Dekontextualisierung solcher Aussagen ist ein evaluativer Vorgang. Aber schon wenn wir von einem Autounfall mit Todesfolge berichten, können wir dies nicht, ohne die Umstände, aber auch den geistigen und psychischen Zustand des Verursachers zu evaluieren, wenn wir entscheiden müssen, ob wir von einem Unfall, Mord oder Totschlag sprechen sollen. Wie verhält es sich also, wenn wir gesellschaftliche oder historische ›Ereignisse‹ oder ›Tatsachen‹ beschreiben? Wir haben es hier mit einer Mischform von Tatsachenfeststellungen und normativer Bewertung zu tun. Auf den DISKUSSIONSEITEN erkennt man leicht, dass über Tatsachenfeststellungen, die normative Aspekte enthalten, ungleich heftiger und häufiger gestritten wird als über normativ unproblematische oder neutrale Tatsachenfragen.<sup>292</sup> Zu den längsten Diskussionen in der Wikipedia gehören jene über den rassistischen Begriff »Neger«, über den Artikel »Rudolf Hess« und über die Frage, ob die Stadt Danzig in der englischsprachigen Wikipedia Danzig oder Gdansk genannt werden soll (siehe S. 134<sup>293</sup>). Diese Beobachtungen sind Indiz genug, um den Wikipedia-Diskurs als normativen Diskurs aufzufassen, wenn auch in einer indirekten Form. Die Darstellungsweise von Ereignissen und ›Tatsachen‹ ist dazu geeignet, diese zu legitimieren oder zu delegitimieren. Wir hatten in den wissenssoziologischen Untersuchungen in Teil II gesehen, dass die Darstellungen in der Wikipedia auch dem allgemeinen Bedürfnis nach *Legitimation* folgen, wie Berger und Luckmann es formulieren. Im folgenden Kapitel setze ich mich daher mit deren Legitimationsbegriff näher auseinander und frage, ob die Wissenssoziologie einen Beitrag zur Argumentationstheorie leistet oder leisten kann.

---

292 Auch wenn die Diskussion über den Begriff »Campanile« ein Gegenbeispiel hierzu darstellt (siehe S. 73).

293 Vgl. hierzu auch die hervorragende Analyse dieses EDIT-WARS bei Jemielniak (2014, 59).

## 7.4 LEGITIMATIONSTHEORIE – VON DER WISSENSSOZIOLOGIE ZUR IDEOLOGIEKRITIK

[Die Wissenssoziologie] versagt [...] vor dem Ideologiebegriff, aus dem sie ihre breite Bettelsuppe kocht. Denn der Begriff Ideologie ist sinnvoll nur im Verhältnis zur Wahrheit oder Unwahrheit dessen, worauf er geht.

*Theodor W. Adorno 1966, »Negative Dialektik«*

Für den Philosophen ist aus professionellen Gründen gar nichts gewiss. Er hat die Pflicht, sich ein Maximum an Klarheit darüber zu verschaffen, was das – absolut genommen – ist, was der Mann auf der Straße für Wirklichkeit und Wissen hält. Anders gesagt: der Philosoph, nicht der Soziologe, ist befugt zu entscheiden, wo Anführungszeichen hingehören und wo man sie guten Gewissens weglassen kann. Er ist es, der die Trennungslinie zwischen gültigen und ungültigen Aussagen über die Welt ziehen muss. Dazu ist der Soziologe nicht im Stande. So hat er denn – wenn schon keine stilistische – so doch eine professionelle Schwäche für Anführungszeichen, die man ihm verzeihen möge.

*Peter L. Berger/Thomas Luckmann 1966, »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit«*

### 7.4.1 Wissen

Auch in der Wikipedia wird gern über Anführungszeichen gestritten. Vielleicht weniger im ganz konkreten Sinn – weil häufige Verwendung von Anführungszeichen, Berger und Luckmann verraten es, als schlechter Stil gilt – aber um so mehr im übertragenen Sinn: Welche Aussagen sind als gesichert oder konsensual anerkannt zu unterstellen, also nicht einzuklammern, indem man sie beispielsweise einem bestimmten Autor zuschreibt, und welche sollte man besser in Anführungszeichen setzen. Grundsätzlich, so geht es aus dem NEUTRAL POINT OF VIEW hervor, soll der WIKIPEDIANER hier die analoge Rolle einnehmen, die Berger und Luckmann für den Wissenssoziologen definieren: Er entscheidet nicht über die Gültigkeit einer Aussage, er stellt nur dar (wobei der Wissenssoziologe natürlich über die bloße Darstellung hinausgeht, da er die Konstruktionsprinzipien untersucht). Aber dieser Vorgehensweise sind Grenzen gesetzt. Die Wikipedia unterhält eine eigene Seite zu der Frage, welche Wahrheiten als gesichert unterstellt werden dürfen und

wann eine Wahrheit durch Adressierung zu relativieren ist.<sup>294</sup> So sollte man zum Beispiel die Aussage, dass die Erde eine Kugel ist, nicht als Behauptung der NASA darstellen – obwohl die NASA dies zweifelsohne behauptet (und ihre Astronautinnen zu den wenigen gehören, die dies vermutlich *mit eigenen Augen* gesehen haben). Man würde mit einer solchen Einklammerung durch Adressierung diese Tatsache unnötig in Frage stellen, gar den Anhängern der Flat-Earth-Theorie, die es ja auch noch gibt,<sup>295</sup> zu viel Gerechtigkeit widerfahren lassen; Gerechtigkeit, die ihnen nicht zusteht.

Die Einklammerung durch Adressierung ist dabei nur eine von zahllosen Techniken um einen Standpunkt einzunehmen, *indem* man verschiedene darstellt.<sup>296</sup> Larry Sanger hat bereits in seiner ersten POLICY für die Nupedia dieses Problem erkannt und versucht, einige Vorkehrungen zu treffen (siehe S. 103). Auf den DISKUSSIONSSEITEN der Wikipedia wird heftig auch und gerade über solche Fragen verhandelt und gestritten, da diese sich nicht über die Anwendung von RICHTLINIEN und Regeln beantworten lassen.<sup>297</sup> Hier beginnt der Diskurs, den ich als Hindurchgreifen zur äußeren Wahrheit beschrieben habe. Dass man in der Online-Enzyklopädie ohne Einklammerung die Erde eine Kugel sein lässt, liegt daran, dass das so ist. Aber woher weiß man es? Im genannten Beispiel haben wir es mit einer naturwissenschaftlichen Frage zu tun, wir können sie getrost an die Wissenschaft delegieren. Ich folge hier der Einteilung in Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften, wie Schütz sie vornimmt, die in gewisser Hinsicht der »Dreiweltentheorie« Poppers, die Habermas übernommen hat, widerspricht:

»Die von mir vorgeschlagene Kernthese lautet, dass der Hauptunterschied zwischen den Natur- und den Sozialwissenschaften in der Tatsache besteht, dass die vom Sozialwissenschaftler verwendeten Konstruktionen sozusagen Konstruktionen zweiter

---

294 [https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Truth\\_matters&oldid=1052377825](https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Truth_matters&oldid=1052377825)

295 Die Wikipedia enthält einen mehrseitigen Artikel mit über 100 Belegstellen zur »International Flat Earth Research Society«, die Ende der 1990er Jahre 3500 Mitglieder gehabt haben soll (vgl. [https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Modern\\_flat\\_Earth\\_beliefs&oldid=1150517964#Flat\\_Earth\\_Society](https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Modern_flat_Earth_beliefs&oldid=1150517964#Flat_Earth_Society)).

296 Sie finden sich in Teil II dieser Arbeit ausführlich referiert.

297 Der einfachste Weg, den Sanger in der Nupedia einschlägt, besteht darin, sich an der Verbreitung einer Ansicht in der Öffentlichkeit zu orientieren und dies in einer RICHTLINIE zu formulieren. Wie sich in Teil II gezeigt hat, fangen die Probleme damit aber erst an.

Ordnung sind, nämlich Konstruktion derjenigen Konstruktionen, die von den Handelnden in der Sozialwelt vorgenommen werden«,

konstatiert Schütz und führt weiter aus:

»Es ist Sache des Naturwissenschaftlers festzulegen, welcher Faktor des natürlichen Universums, welche Fakten und Ereignisse innerhalb desselben [...] für seinen spezifischen Zweck relevant sind. Diese Fakten und Ereignisse sind weder vor-selektiert noch vor-interpretiert. [...] Hingegen sind die Fakten, Ereignisse und Daten, die dem Sozialwissenschaftler vorliegen, von gänzlich unterschiedlicher Struktur. Sein Beobachtungsfeld, die Sozialwelt, ist nicht prinzipiell unstrukturiert. Es besitzt für die Menschen, die in ihm leben, eine besondere Bedeutungs- und Relevanzstruktur.«  
(Schütz 2010a, 416 f.)

Da ich mit Austin, Toulmin und Schütz daran festhalte, dass normative Fragen mit Tatsachenbehauptungen in der Alltagssprache ein Amalgam bilden, verfolge ich auch den Ansatz weiter, den Diskurs innerhalb der Wikipedia als einen normativen Diskurs zu konzipieren.<sup>298</sup> Selbst wenn nicht in direkter Weise über normative Fragen verhandelt wird, so geschieht dies doch indirekt – und je intensiver eine Diskussion geführt wird, desto klarer werden die normativen Standards herausgearbeitet, die zugrunde liegen. Dies geschah beispielsweise in der Diskussion über den Artikel »Ausschreitungen in Chemnitz« bei der Frage, ob die Nationalität des Opfers genannt werden soll, sehr differenziert und explizit mit Verweis auf den Pressecodex und dessen Sinn.

---

298 In Habermas' Systematik könnte man die Verständigung über die sprachliche Beschreibung einer vorinterpretierten sozialen Welt dem explikativen Diskurs zuschreiben, der Verständlichkeit zum Ziel hat. Damit wären normative Fragen ausgeklammert, die aber, zumindest im Wikipedia-Diskurs, im Vordergrund stehen. Ich folge in diesem Punkt eher Alexy, der seine Ausführungen insgesamt auf den normativen Diskurs beschränkt. Für diesen Fokus gibt es aufgrund der Theorieanlage bei Habermas auch gute Gründe. Zumindest ist mir nicht bekannt, dass Habermas' Theorie unter Kunstkritikerinnen große Aufmerksamkeit genießt, dass Psychotherapeuten ihr Berufsverständnis nach Habermas' Kriterien für therapeutische Kritik ausrichten oder dass Naturwissenschaftlerinnen ihre Modellrechnungen im Sinne von Habermas' Definition des theoretischen Diskurses diskutieren. Demgegenüber genießt seine Diskursethik hohes Ansehen, wird die Diskurstheorie des Rechts ausführlich diskutiert, und werden seine Begründungen zu einer deliberativen Demokratietheorie – vor allem in den USA – breit rezipiert.

Befinden wir uns im so definierten Bereich der Sozialwissenschaften, dann tauchen Fragen auf wie: Wer legt fest, ob ein Vorfall als Genozid, als Massaker oder einfach als Ereignis bezeichnet werden soll? (siehe S. 137) Externe Geltungskriterien sind hier nur schwerlich zu finden. Diskussionen über solche Fragen können auch nicht entlang der Richtlinien diskutiert werden,<sup>299</sup> man muss inhaltlich auf die Ereignisse eingehen: Wie viele Menschen kamen zu Tode? Wie viele davon waren im kampffähigen Alter? Wie viele Tote könnte man bei einer ›normalen‹ Eroberung einer Stadt erwarten? Welcher Planungsgrad lag den Vorfällen zugrunde oder handelten die Akteure spontan? Und so weiter. All dies wird auf den Diskussionsseiten der Wikipedia debattiert. Dabei werden strittige Fragen (Genozid oder Massaker) unter Zuhilfenahme unstrittiger Fakten (Anzahl Getöteter, Anzahl jugendlicher Getöteter, ...) im Idealfall durch Begründungen entschieden. Das wäre die Grundoperation der Argumentation. Will man solche Argumentationen untersuchen, ihre Reichweite, ihren Wirklichkeitsbezug, ihre Relevanz, ihren scholastischen oder sachbezogenen Charakter beurteilen, verlässt man den eng gezogenen Rahmen wissenssoziologischer Untersuchungen. Man würde sich, zumindest in der Lesart von Berger und Luckmann, zum Richter über Gültigkeitsfragen aufschwingen. Die Argumentationstheorie steht hier zwischen Soziologie und Philosophie.

Berger und Luckmann formulieren die Aufgabe der Wissenssoziologie wie folgt: »Wir behaupten also, dass die Wissenssoziologie sich mit allem zu beschäftigen habe, was in einer Gesellschaft als ›Wissen‹ gilt, ohne Ansehen seiner absoluten Gültigkeit oder Ungültigkeit.« (Berger/Luckmann 1994 [engl. 1966], 3) Wenn ich davon spreche, man könne eine Argumentation nicht untersuchen, ohne sich zur Gültigkeit der Argumente zu äußern, dann beziehe ich hier offensichtlich eine Gegenposition, zumindest in Bezug auf meinen Gegenstand. Ich möchte das präzisieren. Dabei geht es mir nicht um das alte Argument, es sei sinnlos, sich einer Wertung zu enthalten, weil dies ohnehin nicht möglich sei. Ich verstehe den Appell von Berger und Luckmann als Aufforderung, sich von den eigenen Vorurteilen, vor allem aber von der eigenen Parteilichkeit freizumachen, um Wissensbestände erst einmal als das betrachten zu können, was sie sind. Ähnlich wie die Psychotherapeutin

---

299 Wobei im vorliegenden Beispiel die Debatte für die WIKIPEDIANER vereinfacht wurde, nachdem die UNO die Vorfälle in Srebrenica ›offiziell‹ als Genozid qualifiziert hatte – dadurch wurde nun wieder ein Rückgriff auf Wikipedia-RICHTLINIEN möglich.

ihrem Patienten nicht hilft, indem sie Partei für ihn ergreift oder ihm Vorwürfe macht – sie versucht zu verstehen, wie er funktioniert. In beiden Fällen ist die Abstinenz in Bezug auf eigene Wertung Teil eines sinnvollen und produktiven Läuterungsprozesses.

Mein Kritikpunkt zielt aber nicht auf die Haltung der Soziologen und ist nicht als Appell gedacht, sie sollten zu ihren Gegenständen Stellung beziehen. Ohnehin sollte eine Wissenschaftlerin bestenfalls nach einer eingehenden, möglichst neutralen Untersuchung ihres Gegenstandes in irgendeiner Form eine Position einnehmen und keinesfalls davor, wie es heute gelegentlich der Fall zu sein scheint. Der Punkt, um den es mir geht, ist ein anderer. Normen werden auch in den verwendeten analytischen Begrifflichkeiten transportiert, und dabei geht es um abstrakte Normen, wie sie zum Beispiel in der Unterscheidung zwischen Überreden und Überzeugen zum Ausdruck kommen. Wir haben gesehen, dass die verschiedenen Argumentationstheorien sich geradezu danach einteilen lassen, wie sie diese Unterscheidung begründen oder woran sie festgemacht wird (siehe S. 316). Es sind solche Differenzierungen, die für eine Theorie und auch für die Untersuchung einer Diskussion von entscheidender Bedeutung sind, zu denen der Wissenschaftler Stellung beziehen sollte – dies schon um nicht sagen zu müssen, er wisse es nicht, er überlasse diese Unterscheidung den Philosophinnen oder, schlimmer noch, seinem Gegenstand. Die Untersuchung des Gegenstands ›Argumentation‹ wird unscharf, vielleicht sogar beliebig, wenn ich nicht benennen kann, worin dieser Unterschied aus einer bestimmten theoretischen Perspektive liegt. Wenn ich ihn gar negiere, ohne dafür nachvollziehbare Gründe zu nennen, mit denen andere Wissenschaftlerinnen sich auseinandersetzen können, wird die Untersuchung fragwürdig. Ich werde auf diesen Punkt im Zusammenhang mit dem Begriff der Legitimierung noch einmal zurückkommen.

Aus der oben beschriebenen Abstinenz in Bezug auf Gültigkeitsfragen erklärt sich vermutlich auch, warum die Wissenssoziologie sich kaum mit der Argumentationstheorie beschäftigt<sup>300</sup> und auch Argumentationen nicht zu

---

300 Eine Ausnahme bildet Hubert Knoblauch, der verschiedene Kommentare zur Topik, einem Teilgebiet der Argumentationstheorie, verfasst hat (vgl. Knoblauch 2000 und 2009).

ihren vordringlichen Gegenstandsbereichen zählen.<sup>301</sup> Reichertz scheint ihre geringe Bedeutung aus der Häufigkeit ihrer Wirkung abzuleiten:

»Gewiss ist, dass weder das Wort aus sich selbst heraus die (Zauber-)Kraft besitzt, anderen Menschen einen Grund für ihr Verhalten zu geben, noch der illokutionäre Akt (wie Austin, Searle und Habermas meinen) noch die sprachlich ausgefeilte Ausdrucksweise (wie es die Rhetorik verspricht) noch das gute Argument – auch wenn Ausdrucksweise und Argument in bestimmten Situationen durchaus eine beachtliche Wirkung entfalten können, aber das ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme.« (Reichertz 2009, 245)<sup>302</sup>

Ein zweiter Grund für die Abstinenz der Wissenssoziologie in Bezug auf die Argumentationstheorie könnte in der Komplementarität ihrer Perspektiven liegen. Berger und Luckmann beschreiben es als Aufgabe der Wissenssoziologie zu ergründen, »wie es vor sich geht, dass gesellschaftlich entwickeltes, vermitteltes und bewahrtes Wissen für den Mann auf der Straße zu außer Frage stehender ›Wirklichkeit‹ gerinnt« (Berger/Luckmann 1994 [engl. 1966], 3). Demgegenüber beschäftigt sich die Argumentationstheorie genau mit der entgegengesetzten Frage, nämlich zu ergründen, wie es vor sich geht, dass

301 Nimmt man einmal den Band »Kritik der hermeneutischen Wissenssoziologie« (Hitzler et al. 2020) als Referenz und sucht die 38 Beiträge nach dem Stichwort ›Argument‹ und all seinen Komposita ab, taucht dieser Begriff insgesamt 43-mal auf. Allerdings wird er nur an vier Stellen auf den Gegenstand der Wissenssoziologen bezogen, in allen anderen Passagen geht es darum, das eigene Tun zu begründen oder die Gründe und Argumente von Kolleginnen anzuführen. Diese kleine Stichprobe bestätigt einen Eindruck, den man allgemein beim Durchstöbern der einschlägigen Arbeiten zur hermeneutischen Wissenssoziologie gewinnt: Das Argument steht für die Validierung der eigenen Forschungsergebnisse hoch im Kurs, taugt aber kaum als Untersuchungsgegenstand.

302 Eigenwillig ist auch Reichertz' Verkehrung der begrifflichen *Differenzierung* der Sprechakte in eine *Ursache*, die für *Wirkungen* verantwortlich wäre. Der illokutionäre Akt des Befehls hat seine Wirkung beispielsweise nur aufgrund einer bestimmten Position des Sprechers in der militärischen Hierarchie und nicht aufgrund einer Zauberkraft aus sich selbst heraus. Niemand würde das bestreiten. Es ist nicht ganz nachvollziehbar, wie es zu einem solchen Missverständnis kommen kann, aber Reichertz meint vielleicht den »zwanglosen Zwang des besseren Argumentes« (Reichertz 2009, 196 f.), dem er skeptisch gegenübersteht, das allerdings seine Wirkung ebenfalls nicht aufgrund einer illokutionären Zauberkraft entfaltet, sondern nur weil (und wenn) es zutreffend ist (siehe S. 212). Vielleicht wollte er aber auch nur einen polemischen Punkt setzen, denn an anderer Stelle argumentiert er differenzierter und unterstellt Bourdieu das nämliche Missverständnis (vgl. ebd. 208 f.).

einzelne Elemente dieser außer Frage stehenden Wirklichkeit in Frage gestellt werden können, ohne dass die Wahrnehmung der Wirklichkeit in zahllose Wirklichkeiten zerfällt, um es in Anlehnung an die Formulierung von Berger und Luckmann auszudrücken. Der Begriff der Lebenswelt würde also genau diesen geteilten Common Sense abbilden, den die Wissenssoziologie in ihrer Vielfältigkeit untersucht, während die Argumentationstheorie sich mit der Frage beschäftigt, welche Reparaturmechanismen einsetzen, wenn diese geteilte Common-Sense-Welt partiell in Frage gestellt wird.<sup>303</sup> Argumentiert wird nur über das, was in Frage steht. Ähnlich sehen es auch Berger und Luckmann: »Besondere Maßnahmen zur Erhaltung von Sinnwelten werden nötig, wenn eine symbolische Sinnwelt zum *Problem* wird.« (Ebd. 113; Hervorhebung im Original) Reparaturmechanismen gibt es in solchen Fällen zahlreiche, und die empirische Sozialforschung hat einiges zu ihrer Erforschung beigetragen, von der Tabuisierung über die Verdrängung zur Rationalisierung, um nur die gängigsten theoretischen Konzepte aufzuzählen. Die Argumentationstheorie beschäftigt sich nun ausschließlich mit jenen Reparaturmechanismen, die wir als rational bezeichnen, und fragt sich, ob es Kriterien gibt, die uns berechtigen, diese Bezeichnung zu verwenden. So gesehen verhält sie sich zur Erforschung bestehender Lebenswelten und der Frage, wie diese dem Einzelnen Gewissheit geben, komplementär. Sie ist der Dynamik einer Veränderung dieser Lebenswelten auf der Spur, wenn ihre Gewissheit in Frage gestellt wird. Die Stabilisierung dieser Gewissheit hingegen wird durch das erreicht, was Berger und Luckmann als Legitimierung oder Legitimation<sup>304</sup> bezeichnen.

---

303 Knoblauch bestreitet allerdings, dass der Lebensweltbegriff der »Theorie des kommunikativen Handelns« mit jenem der Theorie von Schütz kompatibel ist, da die Lebenswelt bei Habermas nicht selbst kommunikativ strukturiert sei. Hierbei handelt es sich, soweit ich sehen kann, um ein Missverständnis, das aus dem unterschiedlichen Verständnis von kommunikativem Handeln bei Habermas und in der Wissenssoziologie resultiert. Natürlich wird auch in Habermas' Verständnis in der Lebenswelt handelnd kommuniziert oder kommunizierend gehandelt, aber nicht im Sinne des eng gefassten Begriffs kommunikativen Handelns.

304 Bei Berger und Luckmann bezeichnet Legitimierung den Prozess und Legitimation das Produkt, ohne dass sich die Begriffe ansonsten unterscheiden würden.

### 7.4.2 Legitimation

Fullerton und Ettema nehmen in ihrer Studie, in der sie Wikipedia-Artikel zum Irakkrieg, zum Afghanistankrieg, zu George W. Bush und zu Barack Obama analysieren, auf Berger und Luckmann Bezug. Sie bezeichnen die Wikipedia als einen Ort, an dem durch das »Wissen über die soziale Realität kognitive Fakten und normative Werte integriert werden, um diese Realität kontinuierlich zu legitimieren« (Fullerton et al. 2014, 183; Übersetzung OR).

Was verstehen Berger und Luckmann aber unter Legitimation? Die beiden Autoren legen dies 1966 in dem schmalen Band »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« auf den 40 Seiten dar, die mit »Legitimierung« überschrieben sind. Dabei übernehmen sie den Begriff von Max Weber, auch wenn sie ihn »viel weiter« fassen (Berger/Luckmann 1994 [engl. 1966], 98) und betrachten die Legitimierung als einen Prozess, den sie als »sekundäre Objektivation von Sinn bezeichnen« (ebd.). Aufgabe der Legitimierung ist es, bestehende ungleichartige Institutionen »zu Sinnhaftigkeit zu integrieren« (ebd. 99). Berger und Luckmann geht es auch hier wieder darum, von den *einzelnen* konkreten Motiven einer Legitimation zu abstrahieren – während sie das *Grundmotiv* aller Legitimation zu kennen scheinen: Integration.

»Wenn wir Legitimation so definieren, ohne Ansehen der Motive, die einen Legitimationsprozess im Einzelnen bewegen, so müssen wir hinzufügen, dass Integration dieser oder jener Art auch das übliche Motiv für Legitimatoren ist.« (Ebd.)

Es ist bedauerlich, dass die Autoren den Begriff der Legitimatoren nicht systematisch einführen. Mal erscheinen diese als »Theoretiker der Rechtfertigung« (ebd. 76), mal erscheinen sie am Beispiel indigener Gesellschaften als »die Alten des Clans«, »tüchtige Greise«, die »miteinander die ihnen anvertrauten Theorien ausspinnen«, um im folgenden Satz als »hauptamtliche Legitimatoren« bezeichnet zu werden (ebd. 101 f.). Insgesamt schreiben Berger und Luckmann diesen Legitimatoren eine beachtliche Macht zu, die – aus soziologischer Sicht – erstaunlich viel mit Persönlichkeitsmerkmalen zu tun hat: »Die Grenzen [der] absoluten Legitimationen stimmen im Prinzip mit denen des Genies und theoretischen Ehrgeizes der Legitimatoren überein, deren offizielles Amt die Auslegung der Wirklichkeit ist.« (Ebd. 104) Und es kann sogar vorkommen, dass Variationen dieser Auslegung »Folgeerscheinungen

autonom weiter ausgespinnener theoretischer Liebhabereien der Sachverständigen für Weltordnung« (ebd.) sind. In modernen Gesellschaften wiederum sitzt das »Personal für Wirklichkeitsbestimmung« in den verschiedenen Institutionen (ebd. 156). Hätte man es mit einer Ideologietheorie zu tun, würde man sie zu den Priestertrugstheorien rechnen (siehe S. 340). Aber die Legitimatoren Bergers und Luckmanns verbreiten keine Ideologie, sie scheinen keine handfesten Interessen zu vertreten, sondern eher Liebhabereien und Schrullen nachzugehen. Einzig »beim Training zum Revolutionär ergibt sich das delikate Problem [...] einer Sozialisation [...] ›kontra‹ die offiziellen Legitimatoren der Gesellschaft.« (Ebd. 156)

Es ist das Bild einer befriedeten Gesellschaft, das Berger und Luckmann hier zeichnen, mit etwas schelmischen Legitimatoren, die allenfalls bei handfester Rebellion »Kontra« geben müssen und ansonsten damit beschäftigt sind, die herrschenden Institutionen so zu legitimieren, dass es für alle Beteiligten ein sinnvolles Ganzes ergibt. Herrschaft kommt in diesem Legitimationsbegriff nur im Sinne der herrschenden Ordnung vor. Wie weite Teile der Soziologie des 20. Jahrhunderts ist auch diejenige von Berger und Luckmann von der Sorge gekennzeichnet, die Ordnung der Gesellschaft könne zerfallen:

»Die Legitimation der institutionalen Ordnung ist also mit der ständigen Notwendigkeit konfrontiert, ein Chaos in Schach zu halten. Jede gesellschaftliche Wirklichkeit ist gefährdet und jede Gesellschaft eine Konstruktion am Rande des Chaos. Der gesetzlose Terror ist eine konstante Möglichkeit, deren Verwirklichung sich nähert, wann immer Legitimationen, die die Gefahr verdecken, bedroht sind oder zusammenbrechen. Die Furcht, die den Tod eines Königs begleitet, besonders wenn er plötzlich und gewaltsam eintritt, zeugt von der Möglichkeit solchen Terrors. Oberhalb und jenseits aller Sympathiegefühle und pragmatischer politischer Belange, bringt der gewaltsame Tod eines Königs das Chaos in die Reichweite des Bewusstseins.« (Ebd. III)

Die Soziologen, die es für ihre Aufgabe hielten, sich der normativen Stellungnahme zu enthalten, ergreifen hier Partei für die herrschende Ordnung, indem sie die Verunsicherung nach dem Sturz eines Alleinherrschers als Terror beschreiben und jenen, den der Autokrat vermutlich ausübte, der Erwähnung nicht für würdig halten. Die Angst vor dem Zusammenbruch des Weltbildes scheint größer als der Unmut über faktische Unterdrückung.

Dieser Normativismus der Theorie kommt ohne eine Begründung seiner Bewertungsmaßstäbe aus.<sup>305</sup>

Es soll an dieser Stelle aber nicht um eine Kritik am Werk von Berger und Luckmann gehen. Festzuhalten bleibt, dass in der Wikipedia Wissen über die soziale Welt produziert wird, dass Fakten und Normen integriert, um diese zu legitimieren. Wir haben das sehr schön am Beispiel des Massakers von Srebrenica gesehen. Hier stoßen die unterschiedlichen Legitimationsmuster der Autoren aus verschiedenen beteiligten Ländern aufeinander. Es trifft zu, was Berger und Luckmann schreiben, dass Legitimation sowohl eine normative als auch eine kognitive Seite hat: »Sie ist mit anderen Worten, keineswegs einfach eine Frage der ›Werte‹, sondern impliziert immer auch Wissen.« (Ebd. 100) Allerdings dient Legitimation in diesem Beispiel – wie auch in vielen anderen Fällen – nicht dazu, »das Ganze einer institutionellen Ordnung sinnhaft erscheinen zu lassen« (ebd. 99), und auch nicht dazu, »die Vergegenständlichung einer institutionellen Ordnung einer neuen Generation« (ebd. 100) zu vermitteln.<sup>306</sup> Legitimation dient hier in einem banalen Sinn der Rechtfertigung, wie wir es besonders deutlich am niederländischen Artikel zum Massaker von Srebrenica gesehen haben. Auch wird man Schwierigkeiten haben, die Wikipedia-Autorinnen in der von Berger und Luckmann beschriebenen Rolle der Legitimatoren zu sehen, »deren offizielles Amt die Auslegung der Wirklichkeit ist« – obwohl man damit schon eine einfache Theorie hätte, die gesellschaftliche Funktion der Wikipedia zu begreifen. Viel komplexer scheinen die Zusammenhänge und zu einfach das Modell, das mit

---

305 Zu Mannheims Bemühungen, die eigene Rolle als neutral, das heißt über den kontroversen Positionen der politischen Gruppierungen »freischwebend« zu definieren, schreiben sie: »Das Mannheimsche Problem der ›freischwebenden Intelligenz‹ ist Sache einer angewandten Wissenssoziologie, bezogen auf konkrete historische und empirische Phänomene. Aussagen über derartige Probleme müssen sich auf einer theoretischen Ebene bewegen, die unter derjenigen liegt, die uns hier interessiert. Das Problem der Autonomie sozialwissenschaftlichen Wissens andererseits läßt sich nur im Kontext der Methodologie der Sozialwissenschaften erörtern. Diesen Problembereich haben wir aus theoretischen Gründen, die wir in der Einleitung dargelegt haben, bei unserer Definition der Wissenssoziologie ausgeklammert.« (Berger/Luckmann 1994 [engl. 1966], 92 f. FN 57; Hervorhebung im Original)

306 Für Berger und Luckmann entsteht »das Problem der Legitimation [...] unweigerlich erst dann, wenn die Vergegenständlichung einer (nun bereits historischen) institutionellen Ordnung einer neuen Generation vermittelt werden muß« (ebd. 99 f.).

der definierten Zuständigkeit einer sozialen Gruppe zu rechnen scheint, den »Sachverständigen für Weltordnung«.

### 7.4.3 Ideologie

Der gedankliche Schritt von der Legitimationstheorie zur Ideologietheorie ist nachvollziehbar, wenn man die Funktion von Legitimation und Ideologie gleichermaßen als das Angebot von Theorien zur Rechtfertigung von Herrschaft begreift. Je nach theoretischer Ausrichtung ist der Unterschied dann nur einer des Etiketts oder einer der sachlichen Begründbarkeit. In meiner Darstellung ist dies auch der Übergang von der wissenssoziologischen Betrachtungsweise zur »ideologietheoretischen«.<sup>307</sup> Damit gehe ich zunächst den umgekehrten Weg, den die Geschichte des Faches genommen hat. Den meisten Autoren, die sich mit der historischen Genese der Wissenssoziologie auseinandersetzen, gilt Karl Marx als deren wesentlicher Vorläufer.<sup>308</sup> Es ist hier nicht der Ort, um die ausgeprägte Diskussion über den Zusammenhang von Ideologietheorie und Wissenssoziologie en détail wiederzugeben. Einige wesentliche Eckpunkte der Entwicklung des Ideologiebegriffs und der daraus resultierenden Konzeptionen einer Wissenssoziologie seien kurz benannt, um den historischen Kontext zu verdeutlichen. Dabei stütze ich mich auf die Arbeiten von Hubert Knoblauch (2005), Jürgen Ritsert (2015 [2002]) und Herbert Schnädelbach (1969).

Als Leitfaden für eine systematische Einordnung der Entwicklung des Ideologiebegriffs können die verschiedenen Ursachen der Täuschung, also die Einschränkungen der Wirklichkeitswahrnehmung, gelten. Als erste philosophiegeschichtliche Station wird in der Regel Platons Höhlengleichnis genannt. Hier ist das Erkenntnishindernis grundsätzlicher Natur. Allerdings

307 Ich vermeide an dieser Stelle den Begriff »ideologiekritisch«, da er vielfältig besetzt ist, selbst erst der Klärung bedürfte und daher zu falschen Assoziationen führen könnte.

308 Dies gilt nicht nur für die im engeren oder weiteren Sinn marxistischen Theoretiker wie Kurt Lenk oder Jürgen Ritsert, sondern ebenso für Karl Mannheim (1969 [1929]), der schreibt: »Zum Durchbruch gelangte die Wissenssoziologie bei Marx in dessen genialen Andeutungen, die dieses Thema betreffen« (ebd. 266). Bei Berger und Luckmann lesen wir: »Von Marx hat die Wissenssoziologie nicht nur die schärfsten Formulierungen ihres zentralen Problems, sondern auch einige ihrer zentralen Begriffe, darunter zum Beispiel den der Ideologie« (Berger/Luckmann 1994 [engl. 1966], 6), und Hubert Knoblauch (2005) vermerkt in seiner Rekonstruktion, man könnte auch behaupten, »dass die Wissenssoziologie in einem engeren Verstande mit Marx und Engels einsetzt« (ebd. 45).

beschreibt Platon auch einen Ausweg aus der eingeschränkten Wahrnehmung, die das Schicksal der Höhlenbewohner ist: dass sie diesen nicht erkennen und nutzen, liegt an ihrem Gefangensein in Gewohnheiten und dem sozialen Druck, dem sie sich nicht zu widersetzen vermögen. Solch grundsätzlichen – wir würden heute sagen anthropologischen – Einschränkungen des Erkenntnisvermögens bestimmen das philosophische Denken über Jahrhunderte: »Für die gesamte platonisch-aristotelische Tradition bis zur Hochscholastik blieb die schon von Parmenides vorgebildete ontologische Vorstellung bestimmend, dass die Möglichkeit des Irrtums durch die objektive Struktur der Welt und der menschlichen Psyche gegeben sei.« (Schnädelbach 1969, 74) Als Ausweg zu wahrer Erkenntnis bleibt in der mittelalterlichen Scholastik nur die göttliche Gnade, denn »ihr zufolge war das natürliche Licht der Vernunft in den Menschen nicht erloschen, sondern nur zu schwach, um die ganze Wahrheit über das Absolute aus eigener Kraft erkennen zu können; die göttliche Gnade braucht daher nur das unvollständige natürliche Wissen von Gott durch Offenbarung zu ergänzen.« (Ebd.)

Die Renaissance leitet schließlich eine wissenschaftliche Wende des Themas ein, weshalb Niccolò Machiavelli,<sup>309</sup> Michel Montaigne,<sup>310</sup> vor allem aber Francis Bacon als Ausgangspunkt der Ideologietheorie verstanden werden können. Bacon differenziert und systematisiert die Erkenntnishindernisse in seiner Idolenlehre: Er nennt anthropologische Hindernisse (Idole des Stammes); durch Erziehung, Vorurteile und eingeschränkte Perspektiven bedingte Hindernisse (Idole der Höhle), die wir wohl heute als »Bias« bezeichnen würden; Hindernisse, die aus den Schwierigkeiten sprachlicher Verständigung resultieren (Idole des Marktes); und schließlich Hindernisse, die durch ein »an Dogmen orientiertes Denken« (Knoblauch 2005, 25) hervorgerufen werden (Idole des Theaters). Die Idole des Theaters entwickeln ihre dingliche Härte aufgrund des deduktiven Charakters der Theorien, die sich einer empirischen Prüfung entziehen (ebd.) – womit die erkenntnistheoretische Seite der Idole des Theaters benannt ist –, aber auch aufgrund der theologisch sanktionierten Autorität und der emotionalen Bindung der Menschen an die Idole, die man daher auch treffend mit »Götzenbilder« übersetzen kann (Schnädelbach 1968, 75).

309 So Karl Mannheim (1969 [1929]).

310 So Hubert Knoblauch (2005, 24) im Rekurs auf Franco Crespi und Fabrizio Fornari.

In der Aufklärung wird aus dem letzten Aspekt von Bacons Idolenlehre schließlich die Priestertrugstheorie entwickelt, in der Ideologie als Lehre erscheint, »die von den Priestern im Bündnis mit den Herrschenden zum Zwecke der Erhaltung ihrer Macht erfunden und verbreitet« wird (ebd. 77). Diese von D'Holbach ausgearbeitete Theorie bringt Knoblauch in einen direkten Zusammenhang mit den Enzyklopädisten:

»Hatte schon Machiavelli bemerkt, das Macht immer einer ideologischen Stütze bedürfe, so formulierten nun die Enzyklopädisten eine *Interesstheorie des Wissens*: den Priestern wurde vorgeworfen, ihr Wissen und ihre Macht zu missbrauchen, um ihre wirtschaftlichen Interessen wahrzunehmen. Aufgrund der wirtschaftlichen Interessenlage also würden Ideen benutzt, um die Wirklichkeit zu verfälschen.«  
(Knoblauch 2005, 27; Hervorhebung im Original)

D'Holbach und vor allem Helvetius bauen diese Interesstheorie schließlich zu einer Ideentheorie aus, die bereits eine Nähe zur Wissenssoziologie aufweist, indem sie erkennen, dass Ideen

»an die Interessen ›besonderer Gemeinschaften‹ (Adel, Königshaus, Klerus) gebunden [sind], die - ihren natürlichen Interessen zufolge - gegen das öffentliche Interesse handelten. [...] Die für die Wissenssoziologie charakteristische Analyse des Einflusses der Gesellschaft auf Ideen bildet damit einen zentralen Gegenstand ihrer Überlegungen.« (Ebd. 29).

Während in dieser theoretischen Verschränkung von Wissen, Macht und Interessen ein Grundstein für Wissenssoziologie und Ideologietheorie gleichermaßen gelegt zu sein scheint, bleibt doch das lineare Ableitungsverhältnis zwischen Interessen einer kleinen Gruppe und ideologischer Verblendung der gesamten Bevölkerung unbefriedigend. Mag die Kontrolle, welche die Priester im 18. Jahrhundert über das Bewusstsein der noch nicht alphabetisierten Massen hatten, noch enorm gewesen sein, so vermag doch die Vorstellung einer kleinen verschworenen Clique, die sich eine Theorie ausdenkt, kaum die Wirkungsgeschichte der religiös eingekleideten Ideologie erklären: »Eine personalisierende Interessenpsychologie reicht nicht hin, um etwa die geschichtliche Gewalt einer Religion verständlich zu machen.« (Schnädelbach 1969, 78)

An diesem historischen Punkt wird die geschichtsphilosophische Konzeption Hegels zentral, denn er fasst Erkenntnis selbstreflexiv als Bewusstwerdungsprozess der Gattung. Dieser Aspekt ist vor allem in der Untersuchung Jürgen Ritsersts von Bedeutung, der diese selbstreflexive Bewegung als »Sozialontologie« bezeichnet. Ritsert versucht damit den Ideologiebegriff an die bewusstseinsphilosophischen Reflexionen der älteren Kritischen Theorie anzuschließen. Knoblauch bringt die Dynamik Hegels hingegen in einen Zusammenhang mit Giambattista Vicos Konzept der »Scienza Nuova«, in der er bereits eine ähnliche Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und der Erforschung der menschlichen Geschichte entdeckt, wie wir sie bei Schütz kennen gelernt haben: Letztere sei ihr eigenes Produkt, weshalb Vico vorschläge, »eine wichtige erkenntnistheoretische Unterscheidung zu treffen zwischen natürlichen Gegenständen, die wir nur von außen kennen, und menschlichen Tatsachen, die wir von außen und von innen kennen« (Knoblauch 2005, 32). Vico entwickelt daraus eine Zyklentheorie, bei der sozialer und kultureller Wandel in einen Zusammenhang gebracht werden (ebd. 33). Erkenntnis wird damit nicht zu einer Ansammlung von akkumuliertem Wissen, auch nicht zu einer Ansammlung von Täuschungen, die von einer kleinen Priesterkaste produziert werden, um das Volk dumm zu halten. Erkenntnis wird zu einem Selbstreflexionsprozess der Gattung oder zumindest einzelner Kulturen und Gesellschaften. Die *zyklische* Bewegung wird bei Hegel später zu einer *spiralförmigen*, die je nach Perspektive als lineare oder zyklische nur erscheint<sup>311</sup> und sich aus einem dialektischen Wechselspiel entwickelt.

Dieser bewusstseinsphilosophische oder gattungsgeschichtliche Aspekt der Ideologietheorie wird schließlich von Marx seiner metaphysischen und ontologischen Assoziationen beraubt, indem er ihn auf eine materialistische Grundlage stellt: »Das Bewusstsein kann nie etwas anderes sein als das bewusste Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozess.« (Marx/Engels 1978 [1845], 26) Entscheidend ist dabei, dass Ideologie nicht mehr als Produkt einer kleinen Clique gesehen wird, so wie in der Priestertrugtheorie, die heute in den unterschiedlichsten Verschwörungstheorien Wiederauferstehung feiert.<sup>312</sup> Die bürgerliche Ideologie ist bei Marx Aus-

311 Von oben als Kreis, von der Seite als aufsteigende Linie, wenn wir die stehende Spirale zweidimensional projizieren.

312 Die aktuelle Konjunktur ist besonders eigenwillig. Konnte man im 18. Jahrhundert tatsächlich noch von einer überschaubaren eingeschworenen Gruppe relativ mächtiger Akteure ausgehen, so ist dies in komplexen, modernen Gesellschaften nicht mehr der Fall.

druck einer Epoche, sie ist tief in der Gesellschaft verwurzelt und findet sich in den Theorien über die Gesellschaft ebenso wie in den Institutionen, in denen die Ideologie inkarniert ist. Sie durchdringt die Gesellschaft als Ganzes und schlägt sich in allen kulturellen Erzeugnissen einer Epoche nieder. Die gesamte Gesellschaft ist sozusagen mit der jeweils herrschenden Ideologie ›getränkt‹. Dabei dient sie vor allem der Herrschaftslegitimation. Mit Hilfe einer Ideologie erklärt eine Gesellschaft sich selbst und legitimiert ihre jeweilige Ordnung.

Eine wichtige Funktion der Ideologie ist dabei die Legitimation der ungleichen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums und des unterschiedlichen Zugangs zu Macht und anderen Ressourcen. So wie die feudale Gesellschaft Ungleichheit über Blutsbande begründete (und patriarchale Gesellschaften die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen an Theorien über den biologischen Unterschied der Geschlechter festmachen), so begründet die bürgerlich-liberale Gesellschaft die ungleiche Verteilung über unterschiedliche, individuelle Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft. Das ›Subjekt‹, das selbstverantwortliche Individuum, wird ins Zentrum der Theoriebildung gerückt. Dies betrifft nicht nur die Verteilung und Entlohnung der Arbeit – die im Kapitalismus als Markt organisiert wird – sondern ebenso die Einrichtungen der Verwaltung und des Rechtsstaates. Nicht nur ist ein jeder nun ›seines eigenen Glückes Schmied‹, auch Sippenhaft und Erblichkeit von Ämtern gehören fortan der Vergangenheit an.

Ideologie hat bei Marx zwei Seiten. Sie ist positiv und negativ zugleich, ist immer Wahres und Falsches in einem.<sup>313</sup> Insofern das Bürgertum zu Marx' Zeiten den fortgeschrittensten Stand der Gesellschaft darstellt, ist die bür-

---

313 Wie sich Ideologie in Institutionen doppeldeutig manifestiert, kann man dabei leicht an einem Beispiel aus dem modernen Bildungsdiskurs illustrieren. Eine Gesellschaft, die ungleiche Verteilung von Reichtum an individueller Leistung festmachen will und zugleich den Bildungsausweis als zentrales Steuerungsinstrument für diese Verteilung sieht, ist genötigt, diesen Bildungsausweis unabhängig von erbten materiellen oder immateriellen Gütern einzig nach dem Kriterium individueller Leistung zu vergeben. Daraus ergibt sich das Diktum der Chancengleichheit im Bildungswesen. Instrumente wie die Lehrmittelfreiheit haben hier ihren ›ideologischen‹ Ursprung. Man sieht sofort, welche positive Wirkung diese Ideologie auf das Bildungswesen hat. Allerdings erkennt man auch ihre Doppeldeutigkeit oder Falschheit. Die Fiktion der Chancengleichheit wie auch die Überbetonung formalistischer Leistungsüberprüfungen lasten auf dem ganzen Schulwesen. Ein Teil der Erziehung ist einzig darauf ausgerichtet, Erfolg und Misserfolg dem einzelnen Schüler verantwortlich zuzuschreiben. (vgl. z.B. Graf 1988).

gerliche Ideologie auch Index des Fortschritts. Gerade die Abschaffung der Blutsbande als Legitimation für soziale Unterschiede stellt einen Fortschritt dar. Andererseits sind die freien und gleichen Subjekte auch Teilnehmer am kapitalistischen Markt.<sup>314</sup> Kapitalakkumulation und -konzentration erzeugen neue soziale Unterschiede, deren Kontrolle sich dem Handlungsspielraum der selbstverantwortlichen Subjekte entzieht. Insofern die Arbeitskraft der Menschen nunmehr als Ware auf einem kapitalistischen – also gerade nicht von Gleichheit geprägten – Markt erscheint, hängt deren Ertrag nur entfernt mit der individuellen Leistung zusammen. Die Freiheit des selbstverantwortlichen Individuums ist damit auch Ideologie. Marx arbeitet sich diesbezüglich über weite Strecken an der Doppeldeutigkeit einer zugleich bürgerlich-liberalen und kapitalistischen Gesellschaft ab. Aus dieser Doppeldeutigkeit heraus entsteht der Täuschungscharakter der Ideologie.<sup>315</sup> Die neue bürgerliche Gesellschaft führt nicht nur das selbstverantwortliche Individuum als zentrale, logische Kategorie ein, Geld wird auch – wenn man es so nennen will – die neue universale Währung für alle sozialen Relationen, auch wenn die alten Machtbeziehungen natürlich als Atavismen fortbestehen bleiben. Durch das Erbrecht wird ein Stück Feudalismus in die neue Gesellschaft überführt und in die neue ›Währung‹ transferiert. Ideologie ist dabei nicht nur der »Versuch einer Klasse, ihre Vorstellung als die allgemeingültige auszugeben« (Knoblauch 2005, 47), sondern darüber hinaus sind »für Marx [...] sowohl die Beherrschten wie die Herrscher einer Ideologie unterworfen. Ideologie dient also nicht nur zur Verschleierung nach Art einer Verschwörungstheorie, sondern wird systematisch durch die Struktur der sozialen Beziehungen erzeugt.« (Ebd. 48). So ist es Marx in der »Deutschen Ideologie« ein Anliegen und Vergnügen, seine sozialistischen und anarchistischen ›Mitstreiter‹, die angetreten sind, das Bürgertum zu kritisieren, der impliziten bürgerlichen Ideologie – vermittelt durch die unkritische Verwendung des bürgerlichen Begriffsapparates – zu überführen.

Insofern sich die Ideologie in ihrer abstraktesten Variante in Form von Theorien äußert, impliziert sie immer auch ein Mindestmaß an rationaler

314 So ist es auch kein Zufall, dass bei der Abschaffung aller Blutsbande zur Legitimation gesellschaftlicher Unterschiede ausgerechnet das Vererben von Geld unangetastet blieb und auch heute – durch das ganze Parteienspektrum hindurch – unhinterfragt ist.

315 Damit ist nur ein Aspekt des komplexen Ideologiebegriffs bei Marx dargestellt, den man in abstrakter Form auch als Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen fassen kann (vgl. Schnädelbach 1969, 82 f.).

Durchdringung der Welt. Aus diesem Grund hat beispielsweise Adorno es abgelehnt, den Faschismus im 20. Jahrhundert als Ideologie zu analysieren (Ritsert 2015 [2002], 105 ff.). Schnädelbach erläutert den Zusammenhang:

»Wenn Ideologien nicht ohne eine relative Selbständigkeit des Bewußtseins gegenüber dem materiellen Produktionsprozeß gedacht werden können, dann auch nicht ohne ein Minimum an Emanzipation des Bewußtseins von primär-psychischen Prozessen und Bedürfnissen. Ideologie ist nie nur falsches Bewußtsein gewesen; sie war vielmehr die adäquate gedankliche Widerspiegelung einer Gesellschaft, deren innere Organisation und äußere Erscheinungsweise auseinanderklaffen; solche Angemessenheit des Bewußtseins setzt voraus, daß die Subjektseite rational funktioniert, daß sie richtiges Bewußtsein ist im Sinne des geschichtlich erreichten durchschnittlichen Entwicklungsgrades von Rationalität. Ideologien unterscheiden sich von Massenpsychosen durch das Übergewicht gesellschaftlicher und die relative Unwichtigkeit psychischer Determinanten des falschen Bewußtseins.« (Schnädelbach 1969, 89)

#### Exkurs zum wissenssoziologischen Ideologiebegriff

Vor einer gänzlich anderen Situation als Marx steht hingegen Karl Mannheim in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Liest man Marx von den Frühschriften her, wie es im Zusammenhang mit den Themen Ideologiekritik und Wissenssoziologie üblich ist, so bleibt unklar, von welcher Warte aus er sich überhaupt anmaßen kann, die bürgerliche Theorie und die – in seinen Augen – bürgerlichen Kritiker der bürgerlichen Theorie überhaupt zu kritisieren. Müsste der Ideologieverdacht, wenn die Ideologie so umfassend ist, nicht auch ihn selbst treffen? Neben dieser erkenntnistheoretischen Grundsatfrage, die Mannheim zu der Forderung bringt, auch das eigene Denken dem Ideologieverdacht auszusetzen, ist sein Werk von einer Grundkonstellation sich unversöhnlich gegenüberstehender, parteipolitisch, aber auch akademisch zum Ausdruck kommender Ideologien geprägt, deren Protagonisten Mannheim durchgängig als Gegner bezeichnet. Durch die Rückführung dieser antagonistischen utopischen und ideologischen Positionen auf ihre soziale Bedingtheit sucht Mannheim – so könnte man sagen – eine Art NEUTRALEN STANDPUNKT zu finden. Mannheims Ideologietheorie beschäftigt sich also mit einem vollkommen anderen Gegenstand als Marx, wenn er von der »sozialen Bedingtheit« oder der »Geschichtlichkeit« einer ideologischen Überzeugung spricht. Wo Marx die gemeinsame begriffliche Konstruktion bürgerlich liberaler, bürgerlich sozialistischer und bürgerlich anarchistischer

Theorie theorieimmanent kritisiert und als Ausdruck einer tieferliegenden strukturellen Konstellation der bürgerlichen Gesellschaft begreift, beschäftigt sich Mannheim gerade mit dem Unterschied dieser Positionen und den jeweiligen sozialen Lagen, die sie hervorbringen.<sup>316</sup>

Noch einmal breiter, weiter und unterhalb der Ebene explizit ausformulierter Theorie angesiedelt ist der typische Gegenstandsbereich der Wissenssoziologie, wie Berger und Luckmann sie formulieren, die explizit auf Alltagstheorien fokussiert. Hubert Knoblauch beschreibt diesen »Wendepunkt« zunächst als Ausweitung des Gegenstandes: »War die Wissenssoziologie davor vor allem von Mannheims Versuchen der Analyse von Weltanschauungen geprägt, so weitet sich ihr Analysebereich auf die Kultur und alle (auch subjektiven) Sinnphänomene aus.« (Knoblauch 2005, 167) Mit dieser Ausweitung des Gegenstandes reklamiert die Wissenssoziologie zugleich aber auch einen grundlagentheoretischen Anspruch für die gesamte Soziologie:

»Diese Wissenssoziologie war zu einer Grundlagentheorie geworden, die auch die Soziologie insgesamt inhaltlich bestimmte. Die Wissenssoziologie der ›gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit‹ ist deswegen auch keine Spezialdisziplin, die etwa von der Kulturosoziologie oder der Religionssoziologie zu unterscheiden wäre. Sie ist vielmehr eine soziologische Grundlagentheorie, deren Folgen sich bald in den verschiedensten Bereichen auswirken sollten.« (Ebd.)

Ob Anspruch und Wirklichkeit hier übereinstimmen, darüber mag man sicher streiten, man kann aber die Wissenssoziologie heute gewiss eher als eigenständige Schule mit einer entsprechenden institutionellen Sektionspolitik innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wahrnehmen denn als Bindestrichsoziologie.

In der Darstellung Knoblauchs scheint sich eine Linie von Marx zu Berger und Luckmann zu ergeben, die in einer Ausweitung nicht nur der Themenfelder, sondern auch des grundlegenden Anspruchs der Wissenssoziologie zu finden ist. Seltsam unauffällig überspielt er dabei den Verzicht des Anspruchs auf Herrschaftskritik in dieser Entwicklung, so deutlich er diesen

---

316 Dies führt zu der eigentümlichen Darstellungsweise zumindest im zweiten Kapitel »Ideologie und Utopie« (Mannheim 1969 [1929], 49 ff.), in dem er sich zwar mit Marx' »totale[m] Ideologiebegriff« auseinandersetzt, diesen selbst aber nur in Fußnoten erwähnt, während im Fließtext vor allem von »den Marxisten« die Rede ist.

Aspekt auch bei der Darstellung der Theorie von Marx hervorhebt.<sup>317</sup> Herrschaft taucht in Knoblauchs Darstellung der Berger/Luckmann'schen Variante der Wissenssoziologie nur noch auf, wenn verschiedene Kulturen aufeinandertreffen. Während im Allgemeinen der Sinn von Legitimation bei Berger und Luckmann – wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben – darin besteht, gesellschaftliche Ordnung zu stabilisieren, das heißt »subjektive Erfahrung zu ordnen«, den Umgang mit Tod zu kanalisieren und »der Geschichte einen Sinn« zu verleihen (ebd. 161), kann solche Stabilisierung auch problematisch werden:

»Dies geschieht etwa bei der unvollständigen Übertragung von einer Generation auf die andere oder bei Kontakten mit anderen Kulturen. Die dadurch entstehenden abweichenden Versionen führen zu einer Konkurrenz zwischen symbolischen Sinnwelten. Dann aber gilt ›wer den derberen Stock hat, hat die bessere Chance seine Wirklichkeitsdefinition durchzusetzen«. Gerade an dieser Stelle zeigt sich die Verbindung der symbolischen Wirklichkeit mit der Struktur der Gesellschaft – einfacher gesagt: die herrschenden symbolischen Wirklichkeiten mit den herrschenden Institutionen. Diese entwickeln in solchen Fällen häufig Stützkonzeptionen.« (Ebd.)

Was der Argumentationstheorie eine erkenntnistheoretische Problemstellung, nämlich Anlass zu einem an mehr oder weniger rationalen Kriterien orientierten Diskurs wäre – die Konfrontation unterschiedlicher Kulturen –, wird hier einzig durch den »derberen Stock« entschieden. Problematischer ist aber die umgekehrte Implikation: Herrschaft scheint hier nicht per se in kulturelle Deutungen eingelassen, sie wird erst in der Konfrontation mit anderen Kulturen herausgefordert, während umgekehrt »gerade an diesen pro-

---

317 Eigenwillig ist allerdings an dieser Stelle bereits die Formulierung von Knoblauch zum Widerspruch zwischen dem Stand der Produktivkräfte, den Produktionsverhältnissen und dem subjektiven Bewusstsein bei Marx: »Nun können die Produktionskraft, der gesellschaftliche Zustand und das Bewusstsein in Widerspruch geraten. Die Intellektuellen, die aus der Teilung von geistiger und materieller Arbeit hervorgehen, neigen generell dazu, die Interessen ihrer Klasse in einer allgemeinen Form in Begriffe zu kleiden.« (Knoblauch 2005, 47) Was bei Marx gewiss nicht als »Neigung« einer intellektuellen Kaste zu falscher Verallgemeinerung problematisiert wird, wenn von den harten Widersprüchen zwischen technischer Entwicklung, kapitalistischer Arbeitsorganisation und individuellem Bewusstsein die Rede ist, klingt schon ein wenig nach einer nur in Bewusstseinsphären sich bewegenden, das heißt wissenssoziologisch weichgespülten, Variante Marxscher Kapitalismuskritik.

blematischen Stellen« (ebd.) die »Verbindung der symbolischen Wirklichkeit mit der Struktur der Gesellschaft« sich zeigt. Herrschaft wird einzig als das gerade Herrschende (und vielleicht durch andere Kulturen in Frage Gestellte) problematisiert. Man wähnt sich in einer ethnologischen Beschreibung vor-moderner Stammesgesellschaften. Knoblauch zieht mit Berger und Luckmann den einzigen Schluss für den Ideologiebegriff, der aus dieser Theorieanlage denkbar scheint:

»Sobald die Gesellschaftsstruktur differenzierter wird und es verschiedene Ansprüche auf Macht gibt, können in Problemfällen auch konkurrierende Deutungen gegeneinander ausgespielt werden. Wenn dies geschehen ist, reden Berger und Luckmann von einer *Ideologie*. Diese besteht darin, dass es verschiedene Auslegungen der allgemeinverbindlichen Sinnwelt gibt, die mit den sozialen Interessen der Auslegenden variiert.« (Ebd.; Hervorhebung im Original)

Deutlicher kann man die Zurücknahme des Ideologiebegriffs auf den einer vor-marxistischen, rein an primären und offensichtlichen Interessen ausgerichteten, nun aber auf eine pluralistische Gesellschaft projizierten Priestertrugstheorie kaum formulieren. Hier wird offensichtlich, was der durch Berger und Luckmann geprägten Wissenssoziologie fehlt, weil sie als Grundlagentheorie der Soziologie alles in den Kulturbegriff hineinnehmen will: ein Strukturbegriff moderner kapitalistischer Gesellschaften.

Dieses Defizit der Wissenssoziologie versucht André Kieserling (2010) in seinem Aufsatz »Die zwei Soziologien des Wissens« zu erklären. Anders als Knoblauch zieht er nicht eine Linie von den Vorläufern der Wissenssoziologie zu ihrem konsequenten Ende, sondern versucht sich in einer Anwendung der Theorie auf sich selbst. Zunächst teilt er die Auffassung Knoblauchs, der Gegenstandsbereich der Wissenssoziologie sei mit der durch Berger und Luckmann eingeleiteten Wende schlicht vom Typus des theoretischen Wissens auf den des praktischen erweitert worden, allerdings, so Kieserling, »ist [daraus] unterdessen die Hauptbeschäftigung dieser Forschungsrichtung geworden, und das Interesse an einer wissenssoziologischen Aufklärung der Ideengeschichte und ihrer Zäsuren fristet demgegenüber ein marginales Dasein.« (Kieserling 2010, 434) Kieserling möchte dieses wissenschaftsgeschichtlich interessante Datum mit seinen Überlegungen erklären. In der klassischen, von Mannheim geprägten und auf Karl Marx zurückgehenden Wissenssoziologie seien Wissen und Gesellschaftsstruktur jeweils für sich

erfasst worden »und der soziologische Zugriff zielte auf eine Korrelation zwischen beidem« (ebd. 435). Dem stellt Kieserling das Modell Bergers und Luckmanns gegenüber, bei dem »Sozialstrukturen ihrerseits als Wissensstrukturen beschrieben« werden (ebd.). Daraus habe sich in der Forschungspraxis – obschon von Berger und Luckmann theoretisch nicht so eng gefasst – eine Fokussierung auf solche Komponenten des Wissens entwickelt, »die diesseits von Theoriebildung und begrifflicher Systematik anfallen« (ebd.). In der *Begriffsbildung* sei es sodann um »den Indifferenzpunkt von Wissen und Sozialstruktur« gegangen, »nämlich um denjenigen Punkt, an dem es unmöglich oder zumindest artifizial wird, beides überhaupt unterscheiden zu wollen.« (Ebd. 436) Dem stellt Kieserling den von Luhmann systemtheoretisch entwickelten Begriff gepflegter Semantik gegenüber und resümiert:

»Im einen Fall wird der Begriff des Wissens als differenzloser Begriff verwendet, so dass alle Sozialstrukturen als Formen von Wissen erscheinen können und die Soziologie des Wissens so etwas wie die Grundagentheorie des Faches abgibt. Im zweiten unterscheidet man zwischen Sozialstruktur und Wissen.« (Ebd.)

Die Pointe von Kieserlings Analyse ist nun aber, dass er diese Differenz nicht auf verschiedene theoretische Ansätze zurückführt (auf der einen Seite benennt er neben Berger und Luckmann noch Garfinkel als mögliche Referenz, auf der anderen Seite neben Mannheim, wie erwähnt, auch Luhmann), aber auch nicht allein in der Themenwahl erkennen will. Seine Erklärung geht davon aus, dass den zwei Ansätzen zweierlei Fragestellungen oder Problemstellungen zugrunde liegen, und er benennt diese mit den zwei aus seiner Sicht für die Soziologie typischen Fragestellungen: »Wie ist soziale Ordnung möglich?«, und: »Wie ist soziologische Erkenntnis möglich?« (Ebd. 437) Aus der bisherigen Darstellung der Positionen von Mannheim einerseits sowie Berger und Luckmann andererseits sollte deutlich geworden sein, dass für Ersteren die Frage nach soziologischer Erkenntnis im Vordergrund steht, für Zweitere die nach sozialer Ordnung. Kieserling ordnet im Folgenden die Klassiker der Soziologie in Bezug auf ihre je spezifischen Lösungen für beide Fragen ein: So habe Durkheim die Ordnungsfrage mit dem Begriff der Verdinglichung dergestalt beantwortet, dass der gewählte Begriff der sozialen Ordnung zum *vorausgesetzten* Wissenschaftsbegriff passe. Für Simmel habe hingegen »die Gesellschaft immer schon und noch vor aller Wissenschaft die Form einer Selbstbeobachtung«, weshalb bei ihm »die Erkenntnisfrage als engerer Fall

der Ordnungsfrage konzipiert sei« (ebd. 437 f.). Er schließt mit dem Fazit, dass eine derart abgestimmte Antwort auf beide Fragen der *Wissenssoziologie* nicht gelungen sei. Vielmehr habe sich Mannheim nur der Erkenntnisfrage und Berger und Luckmann hätten sich nur der Ordnungsfrage gewidmet.

Als Referenz für eine ›Wissenssoziologie‹, die beides in einem bearbeitet, gibt Kieserling Karl Marx an, denn schließlich

»[...] waren schon jene Vorläufer der Wissenssoziologie, die man heute unter dem Begriff der Ideologiekritik subsummiert, so etwas wie Protosoziologen eines Wissens mit Theorieanspruch. Das Alltagswissen und die milieuspezifischen Kognitionsleistungen waren ihr Thema nicht. Stattdessen waren sie mit der Entzauberung von Großtheorien befasst. Das beste Beispiel dafür ist natürlich die Kritik der politischen Ökonomie.« (Ebd. 439)

Ich verlasse an dieser Stelle den weiteren Verlauf von Kieserlings Argumentation.<sup>318</sup> Für meine Untersuchung aufschlussreich ist, dass er hier die »Kritik der politischen Ökonomie« von Marx heranzieht und nicht »Die deutsche Ideologie«, die gemeinhin als Referenz für die Entwicklung von der Ideologiekritik zur Wissenssoziologie angegeben wird. Kieserlings bezieht sich damit entweder konkret auf den Band »Zur Kritik der politischen Ökonomie« aus dem Jahr 1859 oder dessen Fortsetzung im 1867 bis 1894 erschienenen dreibändigen Hauptwerk »Das Kapital. Zur Kritik der politischen Ökonomie«. Berger und Luckmann geben als zentrale Referenz hingegen die erst in den 1930er Jahren aufgetauchten »Ökonomisch-philosophischen Manuskripte« an, die wie »Die deutsche Ideologie« den Frühschriften zuzurechnen sind. Marx verlässt aber erst in der »Kritik der politischen Ökonomie« den von Hegel geerbten philosophischen Pfad und entwickelt seine Theorie der gesellschaftlichen Struktur auf der Basis des in der Londoner Bibliothek angehäuften Materials. Erst hier entfaltet er empirisch und historisch seinen Begriff der gesellschaftlichen Struktur, deren Widerspruch zum gesellschaftlichen Bewusstsein für ihn das Charakteristikum von Ideologie ausmacht. Ohne einen solchen empirischen

318 Er setzt sich im Folgenden mit den konzeptionellen Einwänden von Berger/Luckmann und Mannheim einerseits und den Folgen für die Theoriebildung andererseits auseinander und führt die Entwicklung auch auf die Geschichte der akademischen Etablierung des Faches Soziologie in Deutschland zurück, dem die philosophische Expertise ihrer Protagonisten – später zwar als in den Vereinigten Staaten – abhandengekommen sei (vgl. Kieserling 2010, Kapitel III und IV).

risch ausformulierten Begriff der gesellschaftlichen Struktur würde tatsächlich der archimedische Punkt für die Ideologietheorie fehlen, den Mannheim – an den Frühschriften orientiert – bei Marx vermisst. Schnädelbach hebt hervor, dass sich in Marx' Schriften »nirgends eine explizite Definition des Ideologiebegriffs findet« (Schnädelbach, 83), und weist darauf hin, dass sich aus den Frühschriften nur sehr allgemeine Bestimmungen ableiten lassen, die dort nicht konkretisiert werden können:

»Der konkret historische Charakter seiner Theorie verbietet es, diese Bestimmungen unabhängig von empirischen Analysen weiter spezifizieren zu wollen. [...] Die in diesem Zusammenhang interpretierten Theoreme aus der ›Deutschen Ideologie‹ sind nichts anderes als eine vorläufige und allgemeine Orientierung über das Verhältnis von Gesellschaft und Bewusstsein, soweit sie in einem gedrängten Abriss materialistischer Geschichtstheorie gegeben werden kann.« (Ebd.)

Im Gegensatz dazu hebt Schnädelbach »die sehr differenzierten ideologiekritischen Analysen der späteren Schriften von Marx« hervor.<sup>319</sup>

Das von Kieserling konstatierte Fehlen eines Strukturbegriffs in der Wissenssoziologie Berger/Luckmann'scher Prägung könnte auch noch ein anderes Defizit dieser Theorie erklären: die auffällige Abwesenheit eines kritischen Herrschaftsbegriffs, das heißt eines Ordnungsbegriffs, der in der Lage wäre, in der herrschenden Ordnung auch – wenn auch nicht nur – die Ordnung der Herrschenden zu erkennen. Dazu muss man diese Herrschaft durch die Herrschenden auch strukturtheoretisch, das heißt zunächst ganz simpel anhand eines Begriffs ungleicher und zugleich illegitimer Verteilung von Ressourcen und Macht, erfassen können und darf sie nicht vollständig in die Erklärung rein symbolischer Ordnungen hineinziehen. Einen solchen Herrschaftsbegriff haben allerdings auch Mannheim und die »gepflegte Semantik« Luhmann'scher Prägung kaum aufzubieten, zumindest sind sie nicht an einer Unterscheidung zwischen legitimer und illegitimer Herrschaft interessiert. Genau an diesem Punkt bin ich aber bei der Bestimmung argumentationstheoretischer Begründungen zum NEUTRAL POINT OF VIEW an die Grenzen des wissenssoziologischen Legitimationsbegriffs gestoßen.

---

319 Allerdings ergibt sich daraus eine Schwierigkeit für die Rezeption, da Marx in der »Kritik der politischen Ökonomie« und in den drei Bänden des »Kapitals« den Begriff »Ideologie« so gut wie gar nicht verwendet.

Die Wissenssoziologie nach Berger/Luckmann hat bei der Behandlung der »Legitimierung« die Frage nach der Legitimität an die Philosophie delegiert. Für die Untersuchung von Argumentationen ist sie hingegen zentral. Kieserling deutet in seinem Aufsatz noch andere Lösungsmöglichkeiten der von ihm formulierten doppelten Aufgabe der Soziologie an, soziale Ordnung und soziologische Erkenntnis zu erklären. Diese lehnt er aber als in sich widersprüchlich ab:

»Da es der Soziologie um die Erkenntnis sozialer Ordnungen geht, müssen die Antworten auf beide Fragen so gewählt werden, dass sie zueinander passen. Man kann zum Beispiel nicht gut sagen: soziale Ordnung ist Sinn, aber als strenge Wissenschaft kann die Soziologie diesen Sinn nicht behandeln. Und auch die Auskunft, als Wissenschaft könne die Soziologie nur rationales Handeln erforschen, aber in ihrem Gegenstandsbereich komme ein derartiges Handeln nicht vor, wäre nicht sehr vielversprechend. Sie würde die Soziologie auf das Hantieren mit Rationalmodellen festlegen, deren empirische Referenz unklar bleibt.« (Kieserling 2010, 437)

Der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind Argumentationen im Rahmen einer Online-Enzyklopädie. Die Frage ist, wie sich ein solcher Gegenstand begrifflich und theoretisch fassen lässt. Primär ordnet sich die Online-Community über die Wikipedia-RICHTLINIEN. Scheinbar fallen so die Regeln der sozialen Ordnung mit den Erkenntnisregeln der Diskurstheorie zusammen. Es gibt in der Diskurstheorie keine logische Differenz zwischen der Wahrheitsproduktion der Diskursteilnehmerinnen und der wissenschaftlichen Erkenntnis. Dies verhält sich in gewisser Weise analog zur Wissenssoziologie Schützcher Prägung, denn in dieser lagern »alle Begriffe und Modelle der Wissenschaften [...] (»Konstrukte zweiter Ordnung«) auf den Strukturen von Alltagskonstrukten (»Konstrukte erster Ordnung«) auf.« (Schnettler 2006, 50). Auch in der Diskurstheorie unterscheiden sich die Erkenntnismodelle nur im Grad ihrer Abstraktion, dem Ausmaß der Handlungsentlastung und der Abwesenheit von Machtbeziehungen, was man im Schlagwort der »Autonomie der Wissenschaften« zusammenfassen könnte, auch wenn das Modell keineswegs die historisch kontingente Institution Wissenschaft per se privilegiert.<sup>320</sup>

320 Für Schütz liegt die Differenz zum Alltagswissen (das man natürlich nicht mit einem ausserwissenschaftlichen Diskurs gleichsetzen kann) ebenfalls in der Abstraktion (»Konst-

Man könnte hieraus folgern, dass in der Diskurstheorie zwischen den Fragen »wie ist soziale Ordnung möglich?« und »wie ist soziologische Erkenntnis möglich?« eine Art »prästabilisierte Harmonie« vorliegt. Dann würde die Kritik, die Kieserling gegenüber der Wissenssoziologie übt, auch hier zutreffen. Ohne ihren Gegenbegriff, jenen der Herrschaft, wäre die Diskurstheorie ein durch und durch idealistisches Unterfangen. Der Begriff der Herrschaft ist in Habermas' Konzept im gesellschaftstheoretischen Terminus des »Systems« – welches der Lebenswelt gegenübersteht – verankert. Allerdings läuft Habermas durch diese Gleichbehandlung unterschiedlicher gesellschaftlicher Institutionen im Systembegriff Gefahr, das höchst dynamische System der kapitalistischen Wirtschaft mit den durch Beharrungsvermögen gekennzeichneten bürokratischen und politischen Systemen über einen Kamm zu scheren. In der Einleitung habe ich daher ganz grob die Dynamik des digitalen Kapitalismus skizziert, um zu zeigen in welchem ökonomischen Rahmen die Wikipedia entstanden ist und sich behauptet hat (und sich weiter behaupten muss). Dieser Rahmen ist prägend, auch wenn die Online-Enzyklopädie auf einer Bewegung fußt, die sich den daraus resultierenden Zwängen entgegenstellt.

Die Herrschaftsfrage taucht also in der Form auf, dass in der Diskurstheorie Herrschaft und Rationalität als Antipoden sich gegenüberstehen. Zwischen beidem auch dann noch unterscheiden zu können, wenn Herrschaft als Ideologie *im Diskurs* auftaucht, darauf sind die Diskurstheorie und ihr Begriff des kommunikativen Handelns ausgelegt.

---

runkte zweiter Ordnung«), im Grad der logischen Konsistenz, aber auch im Rationalitätstypus: »Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen sind nicht nach Rationalität und Irrationalität von einander geschieden – vielmehr verweist die Differenz auf verschiedene Rationalitätstypiken.« (Schnettler 2006, 50; Hervorhebung im Original) Solche Unterschiede der Rationalitätstypiken kennt die Diskurstheorie nicht. Rationalitäten von Diskursen unterscheiden sich nach Gegenständen, nicht aber nach Typen in Abhängigkeit vom Grad ihrer Verwissenschaftlichung. Das hängt damit zusammen, dass sich Diskurse im Sinne der Diskurstheorie nicht nach formalen Kriterien, sondern nur aus der Teilnehmerperspektive wissenschaftlich untersuchen lassen.

